Persönlichkeit und Gemeinschaft bei Emil Strauß.

Inaugural-Dissertation

verfaßt und der

Hohen Philosophischen Fakultät

der

Julius-Maximilians-Universität Würzburg

zur

Erlangung der Doktorwürde

vorgelegt von

Gertrud Schneider
aus Kirchheimbolanden (Pfalz).

1939

Buchdruckerei Richard Mayr, Würzburg.

Referent: Dr. Wolfdietrich Rasch.

Inhaltsübersicht.

Seite

Vorbemerkungen 1

Das Leben des Dichters 3

Persönlichkeit und Gemeinschaft in den Werken des Dichters 12

I. Menschenwege — Don Pedro 12
Persönlichkeit / Persönliches und Gemeinschaft.

II. Der Engelwirt — Freund Hein 23
Der Engelwirt: Persönlichkeit und Schicksal / Gebundenheit des Einzelnen an Sippe u. Dorfgemeinschaft.
Freund Hein: Das Bild der Persönlichkeit / Das Verhältnis der Persönlichkeit zu den Bindungen.

III. Kreuzungen — Hochzeit 34
Persönlichkeit / Ringen um eine neue Gemeinschaft und daraus erwachsende Zeitkritik.

IV. Der Nackte Mann — Der Spiegel 44
Persönlichkeit und Gemeinschaft / Auseinandersetzung mit dem Christentum und religiöses Erlebnis.

V. Vaterland — Schleier — Riesenspielzeug 59
Synthese von Persönlichkeit u. Gemeinschaft. Idee des Volkes.

Schluß 78

Anmerkungen 80

Schrifttum 85

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41543516_0018

Vorbemerkungen.

Die Frage nach dem Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft steht am Anfang jeder politischen, religiösen oder philosophischen Auseinandersetzung und hat die Menschen aller Zeiten und Völker zur Entscheidung aufgerufen. Sie ist ein Kernproblem jeder Weltanschauung, und es läßt sich schon Wesentliches über eine geschichtliche Epoche, eine Kultur oder eine Persönlichkeit aussagen, wenn man aufzeigt, welche Stellung sie der Einzelpersönlichkeit innerhalb des Weltganzen einräumt. So nimmt auch in den Werken Strauß', der sich in einer Zeit allgemeinen Umbruchs und Widerspruchs zu einer eigenen Weltauffassung durchkämpfte, das Ringen um das Verhältnis von Einzelmensch und Gemeinschaft einen weiten Raum ein. Da aber diese Frage hineingreift in die verschiedensten Schichten seiner Weltanschauung, in das Gebiet des Philosophischen und Politischen sowohl wie des Religiösen, Sittlichen und Künstlerischen, so ist es möglich, von dieser einen Fragestellung aus den Menschen und Dichter Emil Strauß als geschlossene Persönlichkeit zu erfassen.

Eine gewisse Schwierigkeit für die Behandlung einer so bestimmt umschriebenen Frage wie der nach dem Verhältnis von Persönlichkeit und Gemeinschaft in den Werken von Emil Strauß liegt allerdings darin, daß Strauß Dichter ist, daß wir von ihm keine theoretischen Schriften besitzen. Es ist nicht möglich, seine Werke auf ein einheitlich oder klar gebautes philosophisches System zurückzuführen. Es erhöht ja auch den Wert eines Dichters nicht, daß er zugleich geschulter Philosoph ist. Der Dichter will deuten, er will mit den Kräften der Seele und des Gemütes eindringen in Sphären, die dem wägenden Verstande verschlossen sind. Er erschöpft sich nicht in einem Fragen nach Ursache und Wirkung: er „schaut die Welt an". Philosophie kann seiner Weltanschauung eine bestimmte Richtung geben; doch kann er sie, kraft tiefer Erlebnisfähigkeit, auch aus eigenem Ringen gewinnen: für seine Anschauungen ist das keinesfalls von ausschlaggebender Bedeutung. Was von außen an einen Menschen herange-

tragen wird, ist ja nur Herausforderung, Anregung. Es liegt im Wesen jedes Einzelnen begründet, welche „Einflüsse" er aufnimmt und in sich umgestaltet und welche er abstößt. Man „. . . wird . . . nicht Pessimist, weil man Schopenhauer liest — man liest eher Schopenhauer, weil man pessimistisch gestimmt ist" sagt Strauß einmal (Rsp. 630). Es kann daher auch nicht Sinn dieser Untersuchung sein, aufzuzeigen, wieweit die Gedanken und die Weltanschauung Strauß' fremden Ursprüngen entstammen. Mir kommt es darauf an, zu zeigen, wie Strauß im Zusammenhang und auch im Widerstreit mit den Kräften und Strömungen seiner Zeit gewachsen ist und sich zu eigener Weltsicht durchgerungen hat, und wie er aus diesem Weltsehen das Problem Persönlichkeit — Gemeinschaft behandelt, in Wort und Gestaltung.

Als „Persönlichkeit" bezeichne ich den Menschen, der seines Wesens, das heißt seiner Einzigartigkeit und Eigentümlichkeit, und zugleich der Pflicht einer Ausbildung und Entwicklung dieses Wesens bewußt ist: Persönlichkeit — als Gegensatz zum Individuum als einem rein numerischen Begriff. Persönlichkeit ist der Mensch vom Qualitativen her gesehen, Individuum vom Quantitativen. „Dem Individuum gegenüber ist die Persönlichkeit selbst eine Aufgabe . . ." (Bauch, S. 4).

Unter „Gemeinschaft" verstehe ich die Bindungen Familie, Liebe, Freundschaft, Volk und Rasse: das heißt gewachsene Gefüge im Gegensatz zum statischen Nebeneinander von Individuen in der „Gesellschaft". „Die Gemeinschaft . . . ist der Verband von Persönlichkeiten, der das Leben in den Dienst von Werten stellt, aus denen allein dem Leben Aufgaben und Ziele erwachsen . . ." (Bauch, S. 5 f.).

Das Leben des Dichters.

Emil Strauß wurde 1866 in Pforzheim geboren als Sproß eines alten Musikergeschlechtes. Er war noch ein kleiner Bub, als der 70er Krieg und die Reichsgründung mit allen Wundern des Märchens in seine kindliche Vorstellungswelt hineinleuchteten. Später besuchte er in Pforzheim, Mannheim, Karlsruhe und Köln das Gymnasium[1]).

Es war eine Zeit des Widerspruchs, in der er heranwuchs: des Widerspruchs von schwer erkämpfter politischer Einheit des Reiches und innerer Zersplitterung, von wachsender außenpolitischer Isolierung und ungeheurer wirtschaftlicher Blüte, von äußerem Glanz und innerer Schwäche.

In dieser Atmosphäre der Spannungen erwachte Strauß aus der Märchenseligkeit des Kindes, das in „Allverwebtheit" (E. rel. E. 367) sich eins gefühlt hatte mit allem Seienden, zum Bewußtsein seiner selbst und der Problematik des Lebens. Es zeugt von dem tief in seinem Wesen wurzelnden Wahrhaftigkeitsstreben, wie sich diese Bewußtwerdung bei ihm sogleich mit dem Bemühen verband, hinter der Zerrissenheit des geistigen und politischen Lebens seiner Zeit den Sinnzusammenhang zu schauen, wie er das eigene Streben nach Selbständigkeit und Bewährung in Beziehung zu bringen suchte zu den Forderungen einer überpersönlichen Bindung, die er aus seiner ethischen Veranlagung heraus an die Einzelpersönlichkeit gestellt sah.

Voll Suchen und Fragen bezog er die Hochschule als Student der Philosophie, Germanistik und Volkswirtschaft. Nach Freiburg, Berlin, Lausanne und wieder Berlin führten ihn seine Studienjahre. Die Wissenschaft, so hoffte er, werde ihm einen Weg weisen. Um so schlimmer war die Enttäuschung. Seinem Suchen nach Lebensganzheit, seinem jugendlich-ungeduldigen Streben, „. . . über Leben und Willen seines Volkes klar und selbst mittätig zu werden . . ." (Rsp. 11) konnte die rationale Abstraktheit einer Spezialwissenschaft, wie sie damals die Universitäten zu beherrschen begann, in keiner Weise Genüge tun. Jahrzehnte später noch klingen Kampf und herbe Erfahrung jener Zeit durch die Worte, die er im „Skor-

pion" von einem jungen Menschen schreibt: „Wie jedem, der es ernst meint, wurde es ihm schwer, sich zurechtzufinden: er erwartete Wissenschaft und bekam Kenntnisse, ihn hungerte nach lebendiger Kunst, man stopfte ihn mit Mustern, er träumte von der ordnenden, alles einenden Idee, und man führte ihn durch die Wanderdünen der Meinungen, — er mußte in langsamer, zäher Arbeit bitterlich erfahren, daß all jene Kostbarkeiten nicht zu erlernen und zu übernehmen, sondern im besten Falle von ihm selbst und vielleicht nur für ihn selbst zu erzeugen seien." (Sk. 195). Wenn Strauß den Dr. Haugh in „Riesenspielzeug" von seinen „Schreckgespenstern" erzählen läßt (Rsp. 336 ff.), von Eduard Zeller, „höchster Schulautorität in griechischer Philosophie" (Rsp. 336), oder dem greisen Mommsen, dann trifft er doch, bei aller grimmigen Einseitigkeit, mit der er diese Bilder entwirft, das Problem der damaligen Wissenschaft im Kern, einer Wissenschaft, die glaubte, eine eigene Welt mit eigener Gesetzlichkeit aufbauen zu können und die dabei immer mehr den Zusammenhang mit dem Leben verlor, die in Sondergebiete zersplitterte, deren jedes nur den eigenen beschränkten Raum kannte und anerkannte.

Es regten sich auch damals wie schon früher immer wieder Kräfte, die diesen Irrweg erkannten, „Warner und Mahner" (Rsp. 33), die auf die Gefahren einer solchen Entwicklung hinwiesen und neue Ziele aufstellten: Fichte, Lagarde, Dühring, Treitschke, den Rembrandtdeutschen (vgl. Rsp. 33) nennt Strauß unter den Männern, die ihm Führer wurden zu einer Lebensganzheit, wie er sie suchte. Wie so oft lag das eigentlich zukunftsträchtige Fühlen und Wollen nicht bei der großen Masse und ihren anerkannten Führern, sondern bei den großen Einsamen, die mit ihren Wurzeln hinabreichten zu den Tiefen reinen und unverfälschten Volkstums, die hier die Kraft empfingen, den Geist der Erneuerung des Volkes zu verkünden, lange bevor ein falscher Weg zum Zusammenbruch führte. Auch Strauß gehört zu diesen Einsamen, so wie er in ihnen seine Geistesverwandten sah.

Ähnliche Erfahrungen wie mit der Wissenschaft mußte Strauß mit der Kunst machen. Auch hier fehlten Ganzheit und Einheit. Die Baukunst war erstarrt im „stilistischen Schulzwang des Epigonentums" (Sk. 213), und wo sich Gegenkräfte regten, da verfielen sie in die entgegengesetzte Übersteigerung des Primitivismus, der „das Formbedürfnis der Zeit" (Sk. 213) verhöhnte. Es bauten nur Einzelne, nicht das Volk. Die Seele des deutschen Volkes war nicht stark und gesammelt genug, in einer

großen Kunsttat ihrem Wesen und Glauben Ausdruck zu verleihen, wie frühere kraftvolle Zeiten in Domen und Schlössern ihr Innerstes ausgesprochen hatten (vgl. Sk. 195 ff.).

Die gleiche Enttäuschung erlebte Strauß in der Literatur, die auch auf ihre Weise mit dem Leben rang, die aber vielfach glaubte, mit den neuen Hilfsmitteln der Psychologie und Physiologie die Probleme des Lebens endgültig durchschauen und lösen zu können, und die ins kleinste gehende Abschilderung des täglichen Lebens — und meistens seiner unerfreulichen, krankhaften und häßlichen Seite — für der Weisheit letzten Schluß und einziges Kunstziel hielt. Sudermann — Hauptmann — Halbe — Holz und Schlaf (Rsp. 32): brachten sie der Literatur neue Kräfte und wurden sie ihrem Volke zu Wegweisern und Lebensdeutern? „Mikroskopie der Verfallsschichten" (Rsp. 32) nennt Strauß das, was die zeitgenössische Literatur als dichterisches Bekenntnis ihrem Volke schenkte. Auch in der Literatur suchte Strauß neue Wege und Ziele über das Bestehende hinaus. Wohl verkehrte er während seiner Berliner Studienjahre mit den Führern des Naturalismus, mit den Brüdern Hart, mit Gerhard Hauptmann, Max Halbe, Richard Dehmel (vgl. Endres S. 25); wohl lernte er von ihnen manches Technische; aber wir würden vergeblich versuchen, Strauß in eine der Gruppen einzuordnen, in die man die Literatur der Jahrhundertwende und der folgenden Jahrzehnte einteilen kann. Es war ja nicht das Ziel seiner Kunst, Musterbeispiele einer extremen Kunstrichtung zu schaffen. Neue Kräfte der Seele und des Gemütes wollte er seinem Volke wecken. Kraft, Zucht, Wille, Bewußtheit, Verantwortungsfreudigkeit, Leben! Das waren die Worte und Werte, die er in die Zeit warf. Für eine peinliche Aufdröselei feinster seelischer Regungen und Vorgänge, für Notizzetteltechnik und schwächliches Träumen war in seiner Welt kein Raum.

Wir dürfen wohl annehmen, daß Strauß auch an den sozialen Fragen, die damals in Deutschland immer mehr in den Vordergrund traten, nicht vorübergegangen ist und daß auch er sich mit den Parteien auseinandersetzte, die eine Lösung dieser drängenden Probleme suchten. Im „Riesenspielzeug" hat er wohl eigene Erfahrungen niedergelegt. „... im schönen Trieb der damaligen Jugend zu sozialer Ehrlichkeit, im Traum von Recht und Freiheit näherte er sich der sozialdemokratischen Partei, las ihre Blätter, besuchte ihre Versammlungen —..." (Rsp. 12), aber wie jener Dr. Haugh erlebte auch er nur Enttäuschung und Ernüch-

terung. Nirgends fand er einen tragenden Glauben, der aus einer inneren Neugeburt jedes Einzelnen und aus seiner unbedingten Hingabe an das Volksganze eine Neuordnung herbeizuführen gewillt war. Der Parteienkampf war ein leeres Sich-gegenseitig-tot-Schreien mit Schlagworten. Am Biertisch und im Café suchte man die Lösung der sozialen Frage zu erreden. Dem Arbeiter, wie denen, die sich das Führertum über ihn anmaßten, ging es nicht um eine sinngemäße Einordnung in das Lebensganze des Volkes, sondern allein um das persönliche Wohlsein. Innerhalb der sozialdemokratischen Partei, dieser „ausschließlichsten, unsozialsten aller Parteien" (Rsp. 12), sah der Einzelne in sich nur den Angehörigen einer Gruppe, die nach Umsturz des gesellschaftlichen Gefüges verlangte. Nur an der Oberfläche packte man das Problem an, versuchte man seine Lösung; im Gleichheitsrausch, in „verbohrter Unduldsamkeit" (Rsp. 12) fühlten sich die Massen eins und als Gegner aller bestehenden Ordnung. Man drang nicht vor bis zum Mittelpunkt des Problems, zu der Erkenntnis, daß Sozialreformen wohl den Körper des Volkes formen und bilden können, daß aber die soziale Frage wesentlich eine Frage der inneren Bildung, eine Frage der Persönlichkeit, des starken verantwortungsbewußten Charakters sei, daß sie nur zu lösen sei aus einer Rückbindung des Einzelnen an das Volk, aus einer Verantwortlichkeit gegenüber dem Ganzen.

Wohin Strauß sich wandte, in Wissenschaft, Kunst, sozialer Frage, überall zeigte sich ihm bei äußerer Geschäftigkeit innere Leere und Haltlosigkeit, Ziellosigkeit. Das Leben des Durchschnittsdeutschen war zu einem Büro- und Fabrikdasein geworden, mit dem einzigen Ziel des Geldverdienens aus einem nimmersatten Streben nach Vergnügen und Wohlergehen. „Die Fabrik ist der Charakter unserer Zeit, der Automat das Ideal" (Sk. 233). Die äußere Blüte des deutschen Lebens schien einer solchen Entwicklung recht zu geben, sie verdeckte die inneren Schäden. Strauß aber erkannte instinktiv die Quellen dieser Verirrungen und Verwirrungen, nämlich eine Überwertung des Geistes, der die Erklärung des Lebenszusammenhanges für sich allein beanspruchte, und auf der anderen Seite ein fragloses Dahinleben, das sich in einem ausgesprochenen Ästhetizismus und Hedonismus genügte. Er fühlte sich dieser Welt fern, er fühlte sich „fremd und fehl am Platz" im Bürgertum, von dem er herkam (E. rel. E. 352). Von vornherein lehnte er ab, was ihm die Zeit als Ausdruck dessen, was sie unter „Gemeinschaft" verstand, entgegenbrachte, nämlich den Begriff der „bürgerlichen Gesellschaft", und er lehnte vor allem deren Moral ab, die Kon-

vention, die in erstarrter, alter Zeit als ein unbedingt und für alle Fälle anzuerkennendes Gesetz dem Handeln des Einzelnen als Maßstab angelegt wird, während Strauß doch selbst in der Fülle seiner Lebenskraft nur zu wohl spürte, daß man dem Augenblick das allein gültige Gesetz entreißen müsse. Gleichzeitig empfand er aber auch einen tiefen Widerwillen gegen das „künstlerische Zigeunertum" (E. rel. E. 352), das immer wieder seine Wege kreuzte, gegen einen übersteigerten, unfruchtbaren Individualismus, wie er als der Gegenpol der mehr und mehr um sich greifenden Vermassung gerade in jenen Jahrzehnten auf allen Gebieten immer erschreckendere Ausmaße und Formen annahm.

Aus Zersplitterung und Unsicherheit fühlte sich Strauß auf das eigene Ich verwiesen. Was ihm als Ziel vorschwebte, das war: erstens: die Stelle im Leben zu finden, die ihm eine freie Entfaltung seiner Kräfte und Fähigkeiten ermöglichte, und zweitens: durch seinen Beruf „. . . dem, was man Volk nennt und im Geiste zu kennen glaubt, in der Wirklichkeit nahe zu kommen . . ." (Rsp. 12).

Es liegt tief in seinem Wesen begründet, welche Erlebnisse ihn vorwärts führten auf diesem Wege.

Strauß' Charakter ist bestimmt von einer Zweipoligkeit, wie sie gerade für den Alemannen bezeichnend ist[2]. Als Kind schon zeigte er, wie er in „Erste religiöse Eindrücke" erzählt, diese Gegensätzlichkeit der inneren Anlage: seelische Empfindsamkeit auf der einen Seite und demgegenüber einen starren Eigenwillen[3]. Schon das Erleben der Kinderzeit prägte diese Gegensätze schärfer aus: Musik war das eine Bestimmende in seinem Leben. Von frühester Kindheit an umklang sie ihn. Urgroßvater und Großvater, aus Österreich stammend, waren Musiker gewesen und diese Überlieferung blieb lebendig im Elternhaus (vgl. Endres S. 8). „. . . Musik war mir vertraut . . . wie oft schon war ich aus dem frühabendlichen Schlafe des Kindes durch Vaters und seiner Freunde Musizieren aufgeweckt, von den wunderbaren Klängen durch liebliche und schauerliche Bilder mitgerissen und unvermerkt wieder in Schlaf geschwemmt worden!" (E. rel. E. 352). Schon dem Kinde offenbarte sich Musik als „. . . Einklang, eine Stimme der Religion!" (E. rel. E. 360) und vertiefte seine Innerlichkeit. Musik blieb die große Macht in seinem Leben, sie ist „. . . der Schlüssel, der die innerste Kammer seiner Kunst aufschließt . . ." (Hofmiller S. 136). Aber auch die Willensseite seines Wesens fand früh ihre Ausprägung. Das Be-

kanntwerden mit den Helden der antiken Geschichte – als Märchenfiguren waren sie ihm längst vertraut durch die Erzählungen eines Kindermädchens und später zeigte sie ihm Ostermanns Lateinisches Übungsbuch in nüchterner Wirklichkeit als Helden und Vorbilder des Lebens — stärkte seinen Willenstrieb mächtig und schenkte ihm erste Ahnungen einer heroischen Größe (vgl. Er. rel. E. 352). Hier wuchs ihm die Kraft, sich loszulösen aus den wohlbereiteten Bahnen der Angehörigen und Jugendgefährten und sich „der eigenen Strömung hinzugeben" (E. rel. E. 352).

Da waren es dann zwei gegensätzliche Erlebnisse, die in der Krisenzeit des Suchens, besonders seiner Studienjahre, entscheidend in sein Leben eingriffen, beide zutiefst in dieser Zweipoligkeit seines Wesens begründet, das eine seine ganze Innerlichkeit in Anspruch nehmend, das andere seinen tatbereiten Willen aufrufend: Hölderlin-Erlebnis und Erlebnis des Bodens, Brasilien-Erlebnis.

Das Hölderlin-Erlebnis[4]) versetzte alle zarten Gefühlssaiten des Dichters in Schwingung, seine Musikalität, seine Gemütsinnigkeit, seine Schönheits- und Ganzheitssehnsucht. Hölderlin wies seinem Suchen ein Ziel: er verwies ihn auf die Persönlichkeit und ihre eigenständigen Kräfte und führte ihn hinein in das eigene Ich. Im Hölderlin-Erlebnis liegen die Wurzeln der Persönlichkeitsauffassung unseres Dichters. Hier wurde er mit einem Menschen bekannt, der im eigenen Gefühl den Maßstab seines Forderns und Schaffens gefunden hatte; der ihm zurief: „In uns ist alles" (Hölderlin II, S. 42, 15 f.); der die Einheit alles Seienden verkündete: „Eines zu sein mit allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen." (Hölderlin II, S. 36, 27 f.). Hier fand er auch den Menschen, der gleich ihm die Einsamkeit des inniger Glaubenden, mehr Fordernden, ganz auf sich Gestellten bis ins letzte durchlebt hatte. Einsam fühlte sich Strauß in seiner Zeit wie Hölderlin, einsam ist er geblieben und sein Werk unbekannt der breiten Öffentlichkeit bis ins hohe Alter. Einer seiner ersten größeren Romane, „Freund Hein", ist ein Buch der tiefsten Einsamkeit. Die rührende Gestalt des Heiner formte sich auf dem Hintergrund des Hölderlin-Erlebnisses. Heiner wurde die reinste Verkörperung alles Zarten und Gefühlsinnigen und Musikalischen im Wesen des Dichters selbst – er zeigt aber in seinem Schicksal zugleich die Gefahr, die Strauß selbst drohte: die Gefahr, sich in sich selbst zu verlieren.

Die unbedingte Herrschaft der Musik, die Lösung vom Irdischen, das Entschweben in Reiche der Phantasie, des Märchens: es ist der eine

Grundtrieb Strauß', der lebendig in ihm blieb bis ins Alter (vgl. Sp. und Rsp.!)[5]). Hätte er sich ihm ganz ergeben, wie es gerade in jener Zeit der Enttäuschung durch Wissenschaft, Kunst, Politik durchaus nahe lag, dann hätte wohl auch für ihn der Weg mit dem Sturz in die Nacht geendet, wie Heiner, wie Hölderlin nach kurzem Leuchten in das Dunkel zurücksanken. So aber wuchs dem Dichter in seinem eigenen Wesen die Gegenkraft gegen ein Übermächtigwerden des musikalisch-sehnsüchtig-metaphysischen Triebes: diese Gegenkraft ist sein Tatwille, die Bereitschaft zu Kampf und Bewährung. Mit diesem Trieb des unerbittlichen Suchens nach Wahrheit, des Kämpfens und Ringens nähert sich Strauß einem zweiten großen Einsamen seines Jahrhunderts: Nietzsche.

Strauß hatte vom Geistigen her dem Wesen seines Volkes nahe zu kommen und zugleich befriedigende Aufgaben für die eigenen Kräfte zu finden gehofft - er hatte nur Enttäuschungen erlebt. Nun suchte er in der Tatwirklichkeit eine Erfüllung dessen, was in ihm trieb. Er verzichtete auf eine akademische Laufbahn und wurde B a u e r. Das ist es, was ihn von Nietzsche scheidet, ihn in vielem über ihn hinausführt, daß er nämlich vom wirklichen Leben ausging, nicht „von gegnerischen Postulaten und Dogmen" wie jener, der ihm die „natürlichen Rechte und Ansprüche der gesunden und stolzen Kraft zu romantischen Postulaten" zu überhitzen schien (Kr. 186). Strauß' Wille wandte sich nicht wie der Nietzsche's ins rein Geistige, sondern er richtete sich zunächst auf das Bilden, das Schaffen von Werten durch körperliche Arbeit. So kam Strauß zur Landwirtschaft. Hier schienen ihm gesunde Kräfte zu ruhen, die für eine seelische und volkliche Erneuerung des deutschen Volkes nutzbar gemacht werden konnten, hier hoffte er befriedigende Arbeit zu finden, wie sie seinem Wesen entsprach. Vielleicht auch war in ihm zunächst noch etwas von dem Geiste des Urgroßvaters, der „... von den Ideen Rousseaus begeistert und beschwert" seinen „Weg suchte zu einem neuen, der Natur und ihrer Unschuld treuen Menschen ..." (Sp. 83). Damit war seinem Leben die Richtung gewiesen. Aber auch jetzt noch fand er keine Ruhe.

Hatte ihn sein Heimweh zum alemannischen Boden geführt, so trieb ihn nun das Fernweh übers Meer nach Südamerika. B r a s i l i e n wurde „... das offenbar unumgängliche Zwischenspiel seiner Entwicklung: das was einem anderen etwa Italien hätte werden können" (Hofmiller S. 133); es wurde ihm zum Erlebnis der eigenen Kraft und des eigenen Wesens. Den Einsatz aller Kräfte forderte das Land von ihm: „Dies Land ist nur

für tätige Menschen" (Ausw. 37). Brasilien wurde zum Prüfstein, an dem sich alles, was er an Ungeklärtem mit sich geschleppt hatte, zur einfachen Linie klärte. Hier festigte sich sein Entschluß, auf das Geldverdienen zu verzichten und Bauernarbeit zu seinem Beruf zu machen (vgl. E. rel. E. 351). Vor allem aber bedeutete Brasilien für Strauß das Erlebnis des Heimatgefühls und der Rasse. Seine politische und rassenpolitische Einstellung entwickelte sich aus dem Wechselspiel zwischen fremdem und einheimischem Geist, aus der Gegensätzlichkeit eigener und fremder Art, wie er sie hier auf südamerikanischem Boden kennen lernte. Die Novellen „Menschenwege", die noch in Brasilien entstanden (vgl. Langenbucher: Volkh. Dichtg., S. 333), sind der dichterische Niederschlag dieses Erlebnisses, das auch in seinen späteren Werken immer wieder aufklingt.

Als Strauß nach eineinhalb Jahren Brasilien nach Deutschland zurückkehrte, wurde er endgültig B a u e r. Es war eine folgenschwere Entscheidung für ihn als Mensch und als Künstler; denn „diese bäuerliche Arbeit hat ihm, dem Künstler, dasselbe gegeben, was die ärztliche Arbeit einem Hans Carossa gegeben hat: nämlich die unmittelbare und dauernde Fühlung mit dem wirklichen Leben" (Endres S. 30). Die Hinwendung zur Landwirtschaft hatte nun auch den leisesten Schimmer eines etwaigen Kulturpessimismus verloren. Strauß hatte in Brasilien Kultur als die Schöpfungstat des germanischen Menschen achten gelernt: er sah in ihr Aufgabe und Erfüllung des germanischen Schicksals innerhalb des Weltganzen (vgl. Rsp. 455 ff.). Auch eine Schwärmerei für den durch „Geist" und „Zivilisation" noch nicht verdorbenen Bauer, der in naturhafter Unberührtheit dem menschlichen Idealbild noch am nächsten stehe, blendete ihn nicht. Wenn er sich zur Landwirtschaft hinwandte, dann war es zunächst Flucht vor einer bürgerlichen Weltauffassung, deren Werte entseelt und deren Träger großenteils innerlich erstarrt und unfruchtbar waren. Vor allem aber wuchs sein Entschluß hervor aus dem Bewußtsein, daß er als Bauer seine Kräfte am befriedigendsten betätigen könne und ganz unmittelbar mitarbeite am Leben seines Volkes, daß er so in kleinsten Dimensionen zeitlos Dauerndes und fraglos Wertbeständiges schaffe: es ist ein Glaube, den viele Männergestalten in Strauß' Dichtung versinnbildlichen, die aus gleichem Suchen sich dem Bauerntum zuwenden.

Die bäuerliche Arbeit wurde für Strauß nicht zum Lebensberuf, aber sie bedeutete für ihn eine Zeit innerer Sammlung und Klärung, zugleich das unmittelbare Erlebnis des Bodens, des lebendigen Stammestums und

letztlich der Volksgemeinschaft. Er entdeckte hier eine Welt der gesunden Kraft, von der sehr wohl eine seelische Erneuerung des Volkes ausgehen konnte. Als Künstler aber verdankt Strauß der Bauernarbeit eine Fülle von Wissen um Dinge und Menschen. Er hatte zur Landwirtschaft nicht „... so ein sentimentales idyllisches Verhältnis, auf das nicht zu bauen ist ..." (Rsp. 46). Harte Arbeit zeigte ihm, daß das Bauernleben „... keine Idylle, sondern ein harter Kampf ..." sei (Rsp. 299). Ohne jede romantische Schönfärberei sieht er den bäuerlichen Menschen wie er ist, „gut und tückisch, herrisch und knechtisch, selbstlos und undankbar" (Sp. 90), aber fest und stark in Einem: im treuen Bewahren der gewachsenen Ordnungen, im Glauben an die Gebundenheit des Einzelnen in die Kette der Geschlechter und in der Verwurzelung im Boden der Heimat. Aus der Einfügung in den Kreislauf des bäuerlichen Jahres gewann Strauß als ein alles überwölbendes Lebensgefühl den Glauben an das Leben als eine organische Ganzheit, innerhalb deren keines für sich, alles nur in der Gemeinschaft lebt und besteht und fortwirkt.

So wuchsen dem Dichter aus seinem Erleben, das ja nicht zufällig über ihn gekommen war, das er durch sein Suchen fast herbeigerufen hatte, die Kräfte zu, die ihn gegen die Schäden seiner Zeit ankämpfen ließen: gegen die Überwertung des Verstandes setzte er sein gefühlsmäßiges Durchdringen der Seinszusammenhänge, gegen Ästhetizismus und Hedonismus aber setzte er die harte Arbeit am Boden.

Früh kam Strauß zur Tat, spät zum Wort. (Als der Novellenband „Menschenwege" erschien, war der Dichter bereits 30 Jahre alt!). Erlebnistiefe - Stammes- und Erdentreue Weltweite; Hölderlin Bauernarbeit Brasilien: das waren die Fundamente, auf denen er sein dichterisches Weltgebäude errichtete, und es waren sichere Fundamente. Große Erschütterungen blieben ihm erspart. Das Werk Strauß' in seiner Gesamtheit bildet ein gewachsenes Ganzes[6]). Gedanklich und stofflich sind die einzelnen Werke innig miteinander verflochten, Hofmiller spricht vom „organischen Herauswachsen eines Werkes aus einem früheren", von „sippenmäßiger Charakterähnlichkeit der Gestalten" (Hofmiller S. 141). Die menschliche und künstlerische Entwicklung des Dichters besteht darin, wie er die natürliche Verbundenheit immer reifer als sittliche Einordnung gestaltet, wie er die ursprünglichen Lebenszusammenhänge immer reiner darstellt als die Urbilder „der von Gott vorgesetzten Willensgestalt des ... Volkes" (Rsp. 147).

Persönlichkeit und Gemeinschaft in den Werken des Dichters.

I.

Menschenwege — Don Pedro.

„Menschenwege" und „Don Pedro" sind erfüllt von der frischen Schönheit erster Werke, sind erfüllt von einem frühlingshaften Keimen und Ahnen, von Suchen und Fragen. In die Welt hinaus zieht der junge Strauß auf der Suche nach dem eigenen Ich und auf der Suche nach dem Sinn des Lebens und jener geheimnisvollen Macht, die er „Schicksal" nennt. Sein ganzes Wesen schwingt und klingt in vollen Tönen dem Leben entgegen, wirr und bunt und ungeklärt, „Heimweh und Wanderlust, Hoffnung und Überdruß und manchmal Schlimmeres" (Ausw. 25), trotzige Kampfbereitschaft und gefühlsselige Verträumtheit herrschen wechselnd in der Seele des Dichters. Die Gestalten dieser frühen Werke bezeugen es: Da spricht alles leidenschaftliche Aufbegehren gegen eine bornierte Bürgerlichkeit aus der Gestalt des Professors Bornhäuser, aller Kraftüberschwang einer kampfbereiten Jugend aus der Feuergestalt Don Pedros. Daneben aber gehen zarte, gefühlsgläubige, märchenselige Menschen durch diese Werke, die liebliche Gestalt einer Christel, der träumerisch in sich selbst ruhende, der wunderbaren Welt geöffnete junge Deutsche in Brasilien, das „Ich" der „Auswanderer", oder die zart angedeutete Gestalt des Heiner, der wenige Jahre später in „Freund Hein" seine volle Ausgestaltung finden wird. Kind und Mann streiten sich noch in Strauß, wenn man diese Worte im Sinne des Rembrandtdeutschen faßt, der sagt: „Im Kind liegt das Träumerische, im Manne das Politische". (Rembrandt als Erzieher, S. 229).

Persönlichkeit.

Am Anfang seines Schaffens steht für Strauß die Frage nach der Persönlichkeit und ihrem Verhältnis zur Welt. Er findet die Antwort: „In

den wichtigsten Dingen wird Sie kein Mensch etwas Brauchbares lehren können, und wenn Sie dann ohne Ihre Gedanken und Einbildungen auskommen müßten, wären Sie nicht zu beneiden!" (Ausw. 40). Hinter diesen Worten steht der Glaube 1. an die Eigenständigkeit, Eigentümlichkeit und 2. an die Einsamkeit der Persönlichkeit. (Beides sind Grundelemente der Persönlichkeitsauffassung Strauß', die er nie mehr aufgegeben hat.) Das bedeutet eine schroffe Absage an den Individualismus der Zeit, der die Einzelnen nur als an sich gleiche Menschen ansah, für die größtmögliche Freiheit und Unabhängigkeit erstrebt wurde. Für Strauß gewinnt die einzelne Persönlichkeit eben als eigentümliches, einzigartiges Wesen einen unermeßlichen Wert, gleichsam als Mittelpunkt und Schöpfer einer eigenen Welt. Jede Individualität erlebt die Welt in einer nur ihr gemäßen und einmaligen Form, jede Einzelseele bedeutet die Verwirklichung einer einzigen Weltansicht. Ein Mensch, der zu dieser tiefen Persönlichkeitsauffassung vorgedrungen ist, ist wirklich einsam, weil er sein Wesen als ein nur ihm allein eigenartiges erlebt hat, weil er seine unsterbliche, suchende, unergründliche und einzigartige Seele fühlt.

Noch in Drittes offenbart jenes oben angeführte Wort: jede Persönlichkeit lebt und handelt nach eigenen Gesetzen, es gibt keinen allgemeinen, immergültigen Maßstab. Statt einer Pflichtethik, die nach festen Normen „Gut" und „Böse" mißt, vertritt Strauß eine Individualethik, das heißt Eigengesetzlichkeit des individuellen Gefühls und des individuellen Gewissens.

Jeder Mensch kann die ihm gemäße Ethik bestimmen. Aber ihren Wert erhält sie erst dadurch, daß sie innerhalb der Gemeinschaft des Volkes anerkannt und aktive Kraft wird: Zu dieser Erkenntnis ist Strauß auf der Stufe seiner Frühwerke noch nicht gelangt (siehe besonders die Gestalt Don Pedros!); erst in seinen späteren Werken, vor allem in „Riesenspielzeug" hat er sie ausgesprochen (vgl. unten S. 64 f.).

Das Sittliche ist von Strauß' Persönlichkeitsbild überhaupt nicht zu trennen. Es entspricht dieser Auffassung, wenn Strauß es als die Aufgabe des Einzelnen ansieht, ganzer Mensch, Persönlichkeit zu werden; das heißt also: Selbstbildung, Selbstverwirklichung. Erkenntnis des eigenen Wesens ist die erste Forderung, die der Mensch an sich stellen muß. Aus diesem Gefühl heraus wünscht das „Ich", „... doch wirklich und ernsthaft ins Kochen zu kommen, um alles kennenzulernen, was in mir

noch an die Oberfläche getrieben werden kann." (Ausw. 42; vgl. Ausw. 121: „Es gibt Zeiten, die aus einem Menschen sein eigenes Gegenspiel herauslocken, oder muß man sagen: sein verborgenes, unterdrücktes Wesen?"). Der Mensch fühlt eine Fülle von Möglichkeiten in sich gelegt, Anlagen, die manchmal verkümmern, ohne recht erkannt zu sein, andere, die sich zu reicher Blüte entfalten; dann wieder fühlt er Gedanken in sich aufsteigen, so fremd, so erschreckend, „... daß ich meine, sie müßten weit herkommen und nicht aus mir; dann überläuft auch mich ein Schauer und ich fürchte mich vor mir selbst oder dem, was in mir ist." (Ausw. 42).

Wie die Persönlichkeit ein Einmaliges ist nach ihren Gaben und Anlagen, so gibt es für sie auch nur *einen* Weg zur Selbstverwirklichung, alles andere ist „Irrweg" (D. P. 62). „*Ein Wert* ist auf der Welt — und den muß ich wollen —!?" (D. P. 142). Strauß fordert eine ungeheuer kraftvolle und gesammelte Haltung. Alle Kräfte der Persönlichkeit müssen auf ein einziges Ziel hin zusammenwirken, sodaß das „... Leben in einer einzigen Flamme brennt, anstatt fein ordentlich in einem Dutzend Irrlichtlein hin und her zu fackeln!" (D. P. 170). Selbstverwirklichung heißt und heischt Kampf, unablässigen Kampf gegen die Welt, ja gegen Gott: „Du willst gezwungen sein, lieber Gott, wie alles auf der Welt." (D. P. 134). „Nur die siegreiche Kraft ist die rechte Kraft zum Frieden und zur fortwirkenden Beglückung!" (D. P. 168). Die kämpferische Seelenhaltung Strauß' ist in diesen Frühwerken ganz besonders stark ausgeprägt.

„*Leidenschaft*" nennt Strauß die gesammelte, zielstrebige Haltung der Persönlichkeit, und er meint damit eine höchste Steigerung der Lebensenergien im Bewußtsein der eigenen Aufgabe, die freudige Bereitschaft, alle Widerstände im Kampf zu überwinden, eine äußerste Anspannung aller geistigen und seelischen Kräfte, aus der die wirkliche Tat hervorwachsen kann. Ein von dieser Leidenschaft Durchglühter handelt aus höchster Freiheit des eigenen Wollens – aber auch nur dieser Leidenschaftliche! Nie hat Strauß dem, was er „Leidenschaft" nennt, so unbedingten Ausdruck verliehen wie in der Gestalt Don Pedros. Er setzt sich ganz ein, um sein Wesen zur höchsten Form zu steigern, und er wehrt sich gegen alles, was ihn von diesem einen und einzigen Weg abbringen will: „Ich wehre mich gegen den Tod im lebendigen Leibe; aber wenn ich dabei den wahren, reinen Tod erwerbe, so soll er mir willkommen sein!" (D. P. 166). „Tod im lebendigen Leibe" aber ist alles, was ohne Leiden-

schaft getan wird, in der „schwachen Stunde, in der ich mir aufschwätzen ließ, was ich nie begehrte, in der mein Herz so still und gleichgültig war, daß es nicht Liebe nicht Haß kannte, nichts von Stolz und nichts von Scham wußte, daß es für Schicksal hinnahm, was der nächste Tag als blöde Torheit enthüllen mußte . . ." (D. P. 46 f.).

„Leidenschaft" als ethische Kraft! Sorgfältig wägt Strauß die Wörter entsprechend dem neuen Gehalt, den er ihnen gibt. Die landläufige Bezeichnung für das, was den Professor in „Auswanderer" zum Handeln treibt, wäre „Leidenschaft": Strauß vermeidet diesen Ausdruck. Die „Selbstbefreiung" des Professors von Schwäche und Bevormundung ist nicht „Wille und Werk eines Menschen" (Ausw. 125), das heißt, sie ist nicht herausgewachsen aus der Entschlossenheit einer selbstbewußten und verantwortungsfreudigen Persönlichkeit, sondern sie ist ein Erliegen, ein Hingerissenwerden vom Augenblick. Strauß spricht von „Überschwang" (Ausw. 125). „Überschwang" aber macht den Menschen nicht zum „Helden und Sieger" (Ausw. 125), weil er ihm die Freiheit des Wollens raubt, ihn zum blinden Werkzeug eines außerhalb seines Willens Liegenden macht.

Die hohe Auffassung, die in „Leidenschaft" eine sittliche Kraft sieht, ist Strauß geblieben bis in seine späten Werke. So heißt es im „Spiegel": „. . . wenn du die Freude pflegst und deinen Willen einsetzest, wird eines Tages eine Leidenschaft daraus, und dann ist's gut." (Sp. 45). Leidenschaft ist „förderlich, ja, nötig zum Guten" (Sp. 47). Sie wird überall dort abgelehnt, wo der Mensch als Individuum zählt: „ . . . im Religionsunterricht wie in moralischen Belehrungen war uns Leidenschaft immer als etwas Verwerfliches und Verderbliches, eben als das Böse, hingestellt worden . . ." (Sp. 45).

Im Zusammenhang mit seinem Persönlichkeitsbild mußte Strauß auch religiöse Fragen aufrollen. Das Suchen nach dem eigenen Wesen und nach dessen Vollendung ist innerhalb des Weltbildes Strauß' die Auseinandersetzung mit der uralten Frage nach dem Verhältnis von persönlicher Willensfreiheit und einer der Persönlichkeit getrennt und feindlich gegenüberstehenden metaphysischen Macht, mag man sie Schicksal oder Vorherbestimmung nennen. In „Auswanderer" begegnet das Wort: „Aber alles ist vorherbestimmt!" (Ausw. 91); aus dem Zusammenhang ergibt sich, daß Strauß hier wirklich an Prädestination denkt, an eine Vorherbestimmung des menschlichen Geschickes durch

einen dem Menschen gegenüberstehenden Gott. Ähnlich: Ausw. 125: „. . . haben Sie schon je einen Menschen gefunden, der begriffen hätte, warum das Schicksal gerade ihn schlug?". Strauß sucht wohl durch diese Aussprüche den Professor Bornhäuser zu kennzeichnen: er will diesen Mann so darstellen, als verstecke er seine eigene Willensschwäche hinter dem Zwang einer unnachgiebigen äußeren Macht. Denn, wenn Strauß in der gleichen Novelle sagt: „Ich denke, es soll eine Tag kommen und mir einen Köder hinwerfen, auf den ich ohne Überlegung anbeißen muß." (Ausw. 42 f.), und wenn dieser „Köder" die verborgenen Fähigkeiten und Triebe des Menschen ans Licht bringen soll, dann dürfte dieses Wort doch wohl dahin verstanden werden, daß das „Schicksal" als Anruf an den Menschen herantritt und daß es im Wesen des Einzelnen liegt, wie er auf diesen Anruf anwortet. Nur der Schwache fühlt sich ohne Freiheit des Wollens einem übermächtigen Schicksal preisgegeben, wie Bornhäuser, „Ein Mensch, so weich und kraftlos, . . . — der jeden sich aufdrängenden Willen als Schicksal hinnahm . . ." (Ausw. 112). Die gleiche Auffassung spricht aus einer Stelle in „Don Pedro": „Soll ich die schwache Stunde . . ., in der mein Herz so still und gleichgültig war, daß es nicht Liebe nicht Haß kannte, nichts von Stolz und nichts von Scham wußte, daß es für Schicksal hinnahm, was der nächste Tag als blöde Torheit enthüllen mußte soll ich diese tote Stunde verewigen . . .?!" (D. P. 46 f.). Strauß sieht also sicher damals schon im Schicksal nicht eine von außen angreifende Macht, der der Mensch in Unfreiheit ausgeliefert ist, die er ohne eigenen Willensentscheid „hinnehmen" muß: das Schicksal liegt vielmehr beschlossen im Menschen. In der „schwachen Stunde" nur fühlt der Mensch sich willenlos einer übermächtigen äußeren Macht preisgegeben. Wenn aber die Leidenschaft ihn treibt, wenn er aus der gesammelten Kraft seines Gefühls handelt, dann fühlt er seine Freiheit, dann fühlt er sich als den, der das Gesetz seines Lebens schafft und der als eigengesetzliche Persönlichkeit die Entscheidung über sein Wollen und Tun verantwortlich trägt.

Persönlichkeit und Gemeinschaft.

Ist nun Strauß in diesen Frühwerken schon zum Erlebnis der Gemeinschaft gekommen, wie es sich in dem Verhältnis von Eltern und Kindern, in Liebe, Freundschaft und dem Verhältnis zum Volk kundtut?

„Menschenwege".

Das Problem Eltern — Kinder wird nur kurz gestreift in „Auswanderer" und „Don Pedro": in beiden Fällen wird durch Verständnislosigkeit und geistigen Zwang der Eltern das Leben des Kindes schwer gefährdet, verbogen oder gar völlig zerstört.

Die Liebe erscheint in „Auswanderer" nicht als Seelengemeinschaft, sondern in der Form ichsüchtigen Begehrens. „Du gehörst mir, und ich laß' dich nicht mehr los! und wenn ich es in die Welt hinein schreien müßte!" (Ausw. 119) kann sich wohl der Professor pathetisch zurufen, wenn er an das Mädchen denkt, das er im Sturm erobert zu haben glaubt. Aber nicht Liebe fühlt er zu ihr, sie ist nur seine „Eroberung", sein „Stolz" (Ausw. 119); sie ist ihm nur die sichtbare Bestätigung, daß er bei aller Schwäche doch ein Mann sei, den kein Vorurteil und keine Rücksicht hemme, seinen Willen durchzusetzen. Das Mädchen selbst und seine Gefühle sind ihm ganz gleichgültig: „Welch heillosen Jammer ich in dieser Zeit dem Mädchen geschehen ließ, beachtete ich gar nicht; ich war nur immer gereizt, wütend und zum Äußersten entschlossen, wenn ich an sie und ihren Widerstand dachte." (Ausw. 123).

In „Prinz Wieduwitt" ist die Liebe, wie die ganze Novelle, märchenhaft, das Verhältnis von Bruder und Schwester, geläutert und durchstrahlt von der reinen Mädchenhaftigkeit der Christel. Strauß hat überhaupt in dieser frühen Novelle ein Werk geschaffen, das an innerem Leuchten und an Tiefe, gerade auch im Verhältnis von Mann und Frau, vorausweist auf die schönsten Werke der reiferen Jahre. Es ist hier bereits etwas zu spüren von einem seelischen Aufeinanderwirken, einem gegenseitigen Sich-Höherbilden zweier Menschen: Die Reinheit und Unschuld des Mädchens strahlen auch auf den Mann, der es liebt, aus: „Ich hatte nicht umsonst die vielen Monate hindurch die reine Luft eingesogen, mich von ihr erquicken und beseligen lassen! sie war eine Macht in mir geworden!" (P. W. 179).

Auch über Freundschaft finden sich in „Prinz Wieduwitt" warme Worte. Die Grundlage einer wahren Freundschaft ist die selbstsichere Persönlichkeit: „. . . zwei Menschen finden einander aus dem Haufen bald heraus." (P. W. 131). Es sind garnicht tiefe Erlebnisse, die die Freundschaft wecken: einzig das Gefühl, daß der andere anders ist als die große Herde, eben weil er ganz er selbst ist und dadurch in seinem Wesen gesichert,

das weckt in dem Menschen mit wacher Seele das Gefühl des Vertrauens und inneren Gleichklanges und gießt über flüchtige Tage des Zusammenseins einen Schimmer aus, der sie unvergeßlich macht auch in späteren Zeiten. Der Zurückschauende „. . . sucht nach dem Inhalt, der ihn so bewegt, und findet nichts als Ruhen, Essen, Rauchen, Reiten, Baden, Plaudern wie sonst auch, aber in Gemeinschaft nicht mit den tausend anderen, Vergessenen, sondern mit dem Einen, und sagt wieder: ‚ein netter Kerl! halt einmal ein Stück Mensch!' " (P. W. 131).

„Auswanderer" schlägt gleichfalls das Motiv der Freundschaft an, Freundschaft zwischen den beiden Knaben Gottlieb und Hans, dem Lebensstärkeren und dem Lebensschwächeren ein Motiv, das in Strauß' Werk immer wieder aufklingt. In dem verkümmerten und scheuen Leben Bornhäusers leuchten die kurzen Freundschaftstage als das einzig Herzliche und Menschliche.

Die Gebundenheit der Persönlichkeit an das Volk tritt in „Menschenwege" noch nicht in Erscheinung. Was aber Strauß in Brasilien entscheidend erlebte und in diesen Novellen, die ja der künstlerische Niederschlag des Brasilienerlebnisses sind, gestaltete, das sind Heimatgefühl und Rassebewußtsein. „. . . meine deutsche Art und empfindliche Verwurzeltheit . . . festigte sich . . . während meines Aufenthaltes in Brasilien . . ." (E. rel. E. 350 f.), erzählt Strauß von sich. Hier in der Fremde erkannte er, wie fest er im Heimatboden wurzele. „Wie sollte es auch ein rechter Kerl ohne ganz besonders schmerzlichen Zwang, ohne — mindestens! — eine große Wut und Entrüstung im Herzen länger, als nötig ist, fern von der Heimat aushalten können!" (P. W. 136).

Was „Menschenwege" einen besonderen Wert gibt, ist die Behandlung der Rassenfrage. „Prinz Wiedwitt" ist „. . . wohl die erste ernste Rassennovelle, die die deutsche Dichtung aufzuweisen hat" (Langenbucher: Volkh. Dichtg. S. 147). So wie Strauß die Eigentümlichkeit und Eigenständigkeit der Persönlichkeit erlebt hatte, so erlebte er nun in Brasilien die Eigenständigkeit der Rassen. An der Gegensätzlichkeit von eigener und fremder Art offenbarte sich ihm die Eigentümlichkeit des deutschen und darüber hinaus des germanischen Menschen. Hier erlebte er, daß die Befähigung zur Schöpfung einer Kultur ein Wesensmerkmal vor allem der germanischen Rasse sei. Stumpf hockt der Brasilianer da in seinem Paradies (vgl. Ausw. 37), es fehlt ihm jeder Trieb zum Schaffen, wie

er gerade für den germanischen Menschen bezeichnend ist, der im „Naturzustand" nur ein „stumpfsinniges Ideal" sieht (Ausw. 37). Scharf stellt Strauß die deutschen Kolonisten mit ihrer unermüdlichen Rührigkeit, die auch im fremden Lande ihre heimische Art wahren in ihren schmucken Siedlungen, den „echten Brasilianern" gegenüber, die nicht gern arbeiten - „Aber die Leute sind auch ein Mischmasch aus Portugiesen, Indianern und Negern, und den beiden letzten Bestandteilen geht die Arbeit ganz gegen die Natur. Vorwärts geht es im Land ja auch eigentlich erst, seit Engländer und besonders Deutsche da sind" (Ausw. 44). Die germanische Rasse als Kulturträger!

Und mehr noch: die germanische Rasse auch als Vertreter eines gesunden Rassegefühls, im Gegensatz zum Romanen, der diesen Rasseinstinkt nicht besitze: „Seit ich in Brasilien bin, schätze ich den Stolz des Nordamerikaners gegenüber dem Nigger, und ich freue mich, daß es germanische Rasse ist, die den Abstand fühlt und erhält und bekennt, im Gegensatz zu den Romanen Südamerikas, die eben durch ihre Vermischung mit allen Farben, ob gelb, ob schwarz, durch ihren ekelhaften Rassenmischmasch zeigen, daß sie nur Romanen sind". (Ausw. 169). Unsühnbare Schuld hat gerade die katholische Kirche auf sich geladen, die durch ihr Verkünden der Gleichheit aller Seelen vor Gott der Rassevermischung Vorschub leistete, ja, sie als gottgefälliges, christliches Werk geradezu unterstützte, wie jener Pater Gregorio, der die deutsche Mutter darin bestärkt, daß sie ihr Kind, „das goldhaarige, rosige, reine Mädchen" (P. W. 175) dem schwarzen Bananenkönig zur Frau gebe, denn „. . . . es sei eine rechte, heilige Pflicht der Weißen, die Verachtung und Knechtung, die das Negervolk jahrhunderte lang hat erleiden müssen, nun auf jede Art gutzumachen. Und dies sei die edelste und gottgefälligste." (P. W. 173). Mit Abscheu und Entsetzen beobachtete Strauß die rassischen Vorgänge in Südamerika. „Es ist schon zu viel Vermischung, Rassenragout! Zu wenig Rassen- und Farbeninstinkt und -stolz!" (P. W. 133). Auch der deutsche Kolonist ist gefährdet, solange er als Minderheit unter lauter Mischvölkern lebt; die Novelle „Prinz Wiedawitt" veranschaulicht das.

Für Strauß ist der Neger nicht mehr als „eine zoologische Erscheinung" (P. W. 168): „Ich habe mich . . . seit ich persönlich mit den Schwarzen in Berührung kam, nicht mehr um ihre Bekanntschaft gerissen. Es ist ein instinktiver, physischer Widerwille. . . . Und die lange Gewöhnung hat daran nichts geändert. Mein physischer Widerwille blieb immer derselbe.

Ich kann einen wohlgebauten Neger, ein schönes Negerweib bewundern, aber doch nur ungefähr so, wie ich einen schönen Löwen, einen schönen Aasgeier bewundere; Mitmensch, Weib werden sie mir nie . . . (P. W. 168 f.).

„Don Pedro".

Was in „Menschenwege" an Ansätzen zu einem Gemeinschaftsgefühl sich andeutete als eine tiefere Auffassung von Liebe und Freundschaft, als Heimatgefühl und Rassebewußtsein, das ist in „Don Pedro" wieder völlig versunken.

Das Verhältnis von Mann und Frau erscheint in doppelter Form.

1. Isabellas „Liebe" ist leere Ich-Sucht, die zuerst an die Ehe denkt und dann daran, das Herz des Anderen zu gewinnen. „Seine Frau zu werden, hat mich so viel Liebe und Stolz und Ausdauer gekostet, — um sein Herz zu gewinnen, darf ich nun auch nicht knausern wollen." (D. P. 70).
2. Für Pedro ist die Liebe Leidenschaft (vgl. oben S. 14 f.). Aber diese an sich positive Kraft wirkt hier gemeinschaftszerstörend, da sie in schrankenloser Ichsucht eingesetzt wird und so Pedro antreibt, alle Bindungen zu überrennen.

„Don Pedro" ist erfüllt von einem so himmelstürmenden Titanismus wie kein anderes Werk des Dichters. Es ist im Übermaß beseelt von jenem heroisch-kämpferischen Geist, den Strauß aus der Antike geschöpft hatte, als er die Helden des Altertums zu Führern seines Lebens erwählte, „...all die beherrschten, selbstlosen, unerschütterlichen Männer, die wohl besiegt und getötet wurden, aber nie erlagen, die das feindliche Schiff mit der Rechten ergriffen, und wenn ihnen die abgehauen wurde, mit der Linken und nach deren Verlust mit den Zähnen, - all diese unvergeßlichen Bilder selbstvergessen selbstwerdenden metaphysischen Lebens" (E. rel. E. 352). Trägt nicht Don Pedro selbst Züge dieser klassisch-antiken Helden, er, der wohl „besiegt und getötet" wurde, der aber nicht unterlag, sondern gerade im Tode erst die Vollendung erfuhr? Und doch — welcher Gegensatz zu jenen Heroen der Antike! Nach Selbstwerdung ringt er, ihr opfert er sich ganz. Aber diese Selbstwerdung ist nicht „selbstvergessen" im Dienst eines Außerpersönlichen, Überpersönlichen: sie ist selbsterfüllt und selbstbedingt bis zum äußersten. Die Leidenschaft Don Pedros hat nichts von

dem idealen, selbstaufopfernden Schwung wahren Heldentums. Sie ist glühend persönlichkeitsgebunden. Zwei Zitate mögen das dartun:

„Mein Leben war mir das Wichtigste auf der Welt . . ." (D. P. 63).

„Wozu hätte ich gelebt, wenn ich nicht meine ganze, ganze Kraft dazu verbraucht hätte, die Ungefügigkeit, Armut und Schmerzhaftigkeit dieses Lebens zu mindern, indem ich wenigstens *meiner* Not Herr zu werden suchte?!" (D. P. 167).

An einer einzigen Stelle klingt das Gefühl der *Gebundenheit* des *Einzelnen* auf: Als der König seine Abneigung und Verachtung ausspricht gegen eine Auffassung, die „den eigenen kleinen rücksichtslosen Handel zur Allerweltssache aufzublasen" suche (D. P. 167), da antwortet Pedro, daß sein „kleiner Handel" von der Verkettung in die „Allgemeinheit" garnicht lösbar sei, daß er leidvoll empfinde, „wie so unlösbar ich ins allgemeine Leben verflochten bin. Was ich auch thue, und wenn ich es aus neidischster Selbstsucht thue, das thue ich zugleich für unzählbare viele Andere mit! So groß ist die Ohnmacht des Menschen!" (D. P. 168). Eine aufschlußreiche Stelle! Don Pedro sieht die natürlichen Lebenszusammenhänge, er empfindet, wie jeder Einzelne verknüpft ist in das Leben der Menschen, die, wenn auch nur flüchtig, seine Lebenssphäre streifen. Aber dieses Bewußtsein der Verkettung in einen größeren Zusammenhang wird beklagt als eine Hemmung für die freie Entfaltung der Persönlichkeit. Wenn Strauß Don Pedro solche Empfindungen ausdrücken läßt, dann beweist das, daß für ihn auf der Stufe des „Don Pedro" die Persönlichkeit eindeutig im Vordergrund des Interesses stand. Denn daß Strauß nicht in künstlerisch-objektiver Haltung die Ichbetonung Don Pedros zeichnete, daß er vielmehr durch Don Pedros Mund eigene Gedanken aussprechen wollte, scheint mir dadurch gesichert, daß Strauß sich an keiner einzigen Stelle von der durch ihn geschaffenen Gestalt erkennbar distanziert. Ein Künstler kann natürlich auch das von ihm aus gesehen Negative in den Mittelpunkt seiner Darstellung rücken. Aber wenn wir mit Recht annehmen, daß er im Kunstwerk sein Innerstes ausspricht und gestaltet, dann ist es vom Standpunkt menschlicher und künstlerischer Wahrhaftigkeit aus unvermeidlich, daß auch unter einer scheinbar gegensätzlichen Hülle seine wahre Gesinnung gelegentlich durchschimmert. In diesem Drama ist jedoch an keiner Stelle ein Abrücken des Dichters von dem, was er Don Pedro aussprechen läßt, wahrzunehmen.

Darüber hinaus prägt sich im Vorwurf des Dramas die Persönlichkeitsauffassung Strauß' klarer aus als alle Zitate es zu sagen vermöchten: räumlich ferngerückt und zeitlos, steht im Mittelpunkt der Einzelne, der gegen Gott und die Welt ankämpft, um, nicht beschränkt durch irgendwelche Rücksichten, das zu erreichen, was er für Sinn und Erfüllung seines Ich hält. Strauß hat auch in das Drama keinerlei Beziehungen auf die eigene Zeit gelegt, wie er das später in „Vaterland" tat, das unter der Hülle eines Stoffes aus der Geschichte Korsikas die Deutschen aufruft zur Treue gegen Volk und Vaterland. Der Einzelne und sein Schicksal sind in „Don Pedro" Selbstzweck und Ziel.

Zusammenfassung.

Ein Vergleich von „Menschenwege" und „Don Pedro" zeigt, daß in „Menschenwege" Ansätze zur Gemeinschaftsgebundenheit der Persönlichkeit vorhanden sind, wenn auch das Volk als Sinngebung und Steigerung für den Einzelnen noch nicht zum gestalteten Erlebnis geworden ist[7]). „Don Pedro" dagegen ist getragen von einem uneingeschränkt individualistischen und ichbezogenen Lebensgefühl. Dieses Drama steht überhaupt seltsam fremd innerhalb des Gesamtwerkes Strauß'. Der Dichter mag das wohl selbst gefühlt haben, er unterzog es später (1914) einer völligen Umarbeitung. Aber auch in dieser zweiten Fassung, in der ja die Gestalt Don Pedros und sein Schicksal, als eigentlicher Vorwurf, nicht geändert werden konnten, hat es, bei allem Glanz der Dichtung, nichts verloren von seiner ursprünglichen Fremdheit und Kälte. 1899 ist die erste Fassung des „Don Pedro" erschienen, 3 Jahre nach „Menschenwege". Sollte es nicht möglich sein, daß zum mindesten der Entwurf des Dramas einer früheren Zeit angehört der Zeit vor dem Brasilienaufenthalt? Da Endres betont, „...wie wenig die Jahreszahlen bei Emil Strauß besagen, da Erscheinen hier keineswegs dasselbe wie Vollenden, geschweige denn wie Empfangen und Entstehen bedeutet . . ." (Endres S. 35), wäre eine solche Möglichkeit durchaus gegeben, zumal wenn man Strauß' eigene Worte in „Erste religiöse Eindrücke" beachtet: „. . . meine . . . empfindliche Verwurzeltheit . . . festigte sich . . . während meines Aufenthalts in Brasilien . . ." (E. rel. E. 350 f.). „Empfindliche Verwurzeltheit" blickt wohl in „Menschenwege" durch, das in Brasilien entstand, in „Don Pedro" ist nichts von ihr zu spüren.

II.

Der Engelwirt — Freund Hein.

„Engelwirt" und „Freund Hein" eröffnen in Strauß' Werk die Reihe der großen Erzählungen. Sie sind im Abstand von nur einem Jahr erschienen: das bedeutet für Strauß, der die einzelnen Werke jahrelang mit sich trug und sie langsam ausreifen ließ (vgl. Endres S. 35), daß er an beiden Erzählungen gleichzeitig arbeitete. Sie gehören auch gedanklich und stofflich eng zusammen. In beiden stehen Einzelne im Mittelpunkt, die in Kampf und Anfechtung ihren eigenen Weg suchen und tapfer zu Ende gehen. Dabei sucht Strauß in beiden Fällen von entgegengesetzten Ausgangspunkten zu einer Lösung zu gelangen. In „Engelwirt" ist es der bäuerliche Mensch, der mit allen Fasern der heimatlichen Erde verwurzelt ist; in „Freund Hein" ist es das Genie, der Künstler, der ganz in seiner eigenen Innenwelt lebt. Sein eigenes Wesen und Erleben legten Strauß diese doppelte Lösung nahe. Zwischen Erdhaftigkeit und Himmelsferne schwingt sein Wesen, zwischen Hölderlin und Bauernarbeit schwingt sein Erleben. Dem gleichen Rhythmus folgen seine Werke. Die willenshaft-kämpferische Linie im Wesen Strauß' spricht aus „Engelwirt", die musikalische Linie aus „Freund Hein"; d. h. es ist Strauß noch nicht gelungen, die beiden Seiten seines Wesens zur Harmonie zu bringen: sie formen zwei verschiedene Werke oder stehen sich in zwei Gestalten *eines* Werkes gegenüber: Heiner und Notwang (in Fr. H.). Als zwei Pole erscheinen „Engelwirt" und „Freund Hein", darum möge jedes für sich behandelt werden.

Der Engelwirt.

Persönlichkeit und Schicksal.

Diese ganze „Schwabengeschichte" ist eine Auseinandersetzung mit der Frage nach dem Verhältnis von *Persönlichkeit* und *Schicksal*. Wir sahen, wie auch in den ersten Werken Strauß' dieses Problem immer wieder auftaucht; es ist ja eine uralte Menschheitsfrage und jeder, der an die Eigengesetzlichkeit und Freiheit der Persönlichkeit glaubt, muß sich mit ihm auseinandersetzen. Hier ist es nun entscheidend in den Mittelpunkt gerückt und bildet als das Innenerlebnis des Engelwirts die eigentliche innere Handlung des Romans.

Durchaus ichbezogen steht der Engelwirt inmitten seiner bäuerlichen Welt. In seinem Ichgefühl ist er jedoch so angreifbar und verletzlich, daß er noch nicht einmal vermag, „einen Witz, der auf ihn selbst zielte, zu ertragen" (Ew. 18). Als gar das Schicksal seine Wünsche und Erwartungen empfindlich kreuzt, verliert er erst recht jede Sicherheit und jeden klaren Blick. In Trotz und Auflehnung gegen ein feindliches Geschick begehrt er „seinen eigenen, rücksichtslosen Willen" (Ew. 157) durchzusetzen; in einer „billigen Schlauheit" (Ew. 157) will er seinem Schicksal ein Schnippchen schlagen durch seine „absonderliche Familienwirtschaft" (Ew. 35). Das Leben hält er für eine Auseinandersetzung mit bösen Mächten, und in „seiner Verbohrtheit und Narrheit, seiner Vermessenheit, erzwingen zu wollen, was Gott ihm versagte" (Ew. 130), zerreißt er alle Bindungen, bricht die Ehe, verläßt Weib und Heimat und gerät immer tiefer in Schuld und Unglück. Da erfolgt im fremden Land der Umschlag: „Mit fürchterlicher Schnelligkeit wuchs ihm jetzt aus seiner tiefen Scham heraus die Erkenntnis, daß der letzte Grund seines Unglücks doch nirgend anders liegen könnte als in ihm selber" (Ew. 156). „. . . es fiel ihm ein, daß er gestern einmal ausgerufen hatte: es ist kein Segen drin! jedoch daß er selbst den Unsegen spinne, war ihm damals noch nicht aufgegangen". (Ew. 159). Der Kernpunkt seines Erlebens ist das blitzartige Innewerden, „. . . daß es in gleicher Weise weiterginge, daß er derselbe war, heut vor einem Monat hier wie dort, daß er unabhängig von Ort und Umgebung gegen sich selbst wüte". (Ew. 158). Er durchschaut das Urwesen der Persönlichkeit, in der Willensfreiheit und unentrinnbares Gesetz verkettet liegen. Es ist das gleiche Erlebnis, das Alfred Rosenberg in die Worte kleidet: „In der Idee der Persönlichkeit verdichtet sich gleichsam das metaphysische Problem in einem Punkte. Jeder Mensch fühlt eine Menge plastischer Möglichkeiten in sich, weiß, daß manche Anlage verkümmert, daß sich andere Fähigkeiten entfaltet haben oder entfalten können. Und doch erkennt er in jeder neuen Tat sich selbst wieder. Er weiß, daß die Baulinien seines Wesens die gleichen bleiben, er sieht sich scheinbar einem unbedingten Gesetz gegenüber. Diese Unentrinnbarkeit vor sich selbst und doch wiederum die Gewißheit, ein Selbst zu sein, ist die Ursache, warum die Anerkennung der Freiheit des Willens und die Anerkennung des unbeugsamen Gesetzes in einem Menschen beisammen hausen." (Rosenberg S. 392 f.). Diese Erkenntnis hat zunächst nichts Befreiendes für den Engelwirt, im Gegenteil, sie bewirkt Grauen und Angst. Es ist ihm plötzlich

der Feind genommen, gegen den Trotz und Auflehnung möglich war, und alles fällt zurück auf ihn selbst. „. . . da ward ihm plötzlich unheimlich auf dieser Welt." (Ew. 148). „Ihm graute vor dem fürchterlichen Zusammenhang, der seine jüngsten Erlebnisse mit den alten verband, und ihm bangte jämmerlich vor sich selbst. Welches Unheil würde er wohl noch über sich bringen!" (Ew. 158). Strauß gestaltet diesen Krisenpunkt aus seinem tiefen Wissen heraus, daß das Bewußtsein, selbst Schmied seines Glückes zu sein, nur für den Starken tragbar ist. Nur wenn im Menschen der Wille erwacht, wenn er bereit ist, einzustehen für seine Taten und zugleich „ja" zu sagen zu seinem Schicksal, dann wird das Grauen der Hilflosigkeit und Angst vor sich selbst überwunden durch eine nun ganz neue, weil sich selbst verantwortliche, Tatbereitschaft. So öffnet sich auch für den Engelwirt der Weg zu neuem Wirken durch den Entschluß, „. . . die Bahn, in die er mit abgewandten Augen und umnebeltem Hirn hineingetaumelt oder hineingedrängt war, nun mit festem Blick und Willen zu beschreiten." (Ew. 161).

Dieses Sichbewähren und Sichverantworten vor sich selbst ist bezeichnend für Strauß. Er zeigt am Engelwirt, daß stures Durchsetzenwollen des eigenen Willens und Trotz gegen die Verhältnisse das Leben eines Mannes nicht fruchtbar macht, sondern nur eine Auseinandersetzung mit dem Schicksal in Liebe: nicht der setzt sich durch in der Welt, der sich gegen sie in verbissener Abwehr verschließt, sondern wer sie aufnimmt in seinen Willen. Das Leben verlangt H i n g a b e: das ist nicht Aufgabe des eigenen Ich und seines eigentümlichen Wesens, sondern innigste Durchsetzung der Gegebenheiten mit eigenen Kräften, ihre Ausgestaltung nach der eigenen Persönlichkeit.

Strauß zeichnet im Engelwirt den Menschen an dem entscheidenden Punkt seines Lebens, wo er aus dem Kind zum Mann erwacht, d. h. wo das rein triebhafte, dumpfe Handeln zur klarbewußten Verantwortlichkeit wird. Daß dieses Erwachen zur selbständigen Persönlichkeit hier erst so spät sich vollzieht, daran sind zu einem großen Teil Erziehung und Umgebung schuld, vor allem auch der Einfluß der katholischen Kirche, die den Menschen nicht zu Selbstverantwortlichkeit und Selbständigkeit erziehe: „Nicht aus triebhafter Schlechtigkeit, nicht aus bösem Willen, er hatte aus Unreife und Torheit, aus moralischer Roheit und Bewußtlosigkeit, die auf dem Lande, zumal in katholischen Gegenden, so gewöhnlich ist, auf das hineingehaust, was ihm die Gunst der Geburt und prüfungsloser Jugend

an Besitz, Achtung und Liebe in den Schooß geworfen, er fühlte den harten Verlust, und so ward ihm eine praktische Reue und ernster, besserer Wille nicht schwer." (Ew. 160).

In „Engelwirt" bricht ein ganz neues Ethos des Kämpfens und des Sichbewährens in der Arbeit durch: „Ja, der Herrgott droben ist nicht mit ein paar tausend Märklein zufrieden: Der will Herzblut und zwar auf dem langen, lebenslangen Weg durch den geschundenen Leib hindurch und endlich unter den Nägeln heraus!" (Ew. 178). Nicht der Besitz gilt, sondern die Persönlichkeit; nicht das Geld gilt, sondern die Arbeit: ruft Strauß einer Zeit zu, die hemmungslosem Kapitalismus huldigte. Nicht, wenn es ererbt oder sonst mühelos gewonnen ist, hat das Geld den rechten Wert, sondern nur, wenn man es durch eigene Mühe und Arbeit erworben hat (vgl. Ew. 165!).

Gebundenheit des Einzelnen an Sippe und Dorfgemeinschaft.

Was diesem Buch seinen besonderen Wert gibt, ist nicht bloß die hohe Auffassung vom Wert der Persönlichkeit, es ist vielmehr die Steigerung, die die Einzelpersönlichkeit erfährt durch ihre Verknüpfung in die Sippe und in die Gemeinschaft des Dorfes. Im Vordergrund kämpft und ringt der Engelwirt; aber er hebt sich ab vom Hintergrund der Dorfgemeinschaft, die als Trägerin und Verkörperung von „Anstand und Sitte, Pflicht und Recht" (Ew. 157) anerkannt wird, über die man sich nicht aus Eigenliebe und Verbohrtheit hinwegsetzen kann, ohne sich empfindlichsten Schaden zuzufügen. Das ist ein Schritt über Don Pedro hinaus, der die Gesetze der Gemeinschaft überrennt, der Tötung und Ehebruch auf sich nimmt und für gerechtfertigt hält, wenn es um die eigene Persönlichkeit geht. In „Engelwirt" zeichnet Strauß den Menschen, der sich trotzig zu vereinzelnen sucht, der aber das Mysterium des Blutes, der Sippe und ihrer Verbundenheit mit der Heimat erlebt. Als unlösbares Glied in der Kette der Generationen erkennt der Engelwirt sich selbst und das Mädchen, das die Magd ihm geboren, und zugleich erkennt er drüben im fremden Brasilien seine und des Kindes Gebundenheit und Zugehörigkeit zum Heimatboden (vgl. Ew. 179 ff.). Nachdem er zur Klarheit über sich und die Welt sich durchgerungen hat, nimmt er bewußt die Folgen seines Tuns auf sich und kehrt zurück in seine Familie und in die Dorfgemeinschaft. Hinter dieser Heimkehr steht das Ahnen des Dichters, daß der Einzelne,

der sich aus der Gemeinschaft bewußt ausschließt, nicht lebensfähig ist. An seinem Kind erkennt der Engelwirt seine Verantwortlichkeit diesem neuen Leben gegenüber, und, auf dem Umweg über dieses Kind, seine Verantwortlichkeit der Frau gegenüber, die er verlassen, und der Dorfgemeinschaft gegenüber, die er zurückgestoßen und aus der er sich gelöst hatte. Damit tritt eine neue Macht in das Leben des Engelwirts ein, die Liebe, die das Leben schafft, das Leben erhält, das Leben erhöht, indem sie die Persönlichkeit hinausführt über sich selbst und sie beugt unter einen höheren Zweck, wie er eben durch die Gemeinschaft verwirklicht werden soll. Diese Liebe ist auch die Quelle jener verstehenden Güte der Engelwirtin, die in Vertrauen ihren Mann wieder aufnimmt, und die auch das neue Leben, das dem Bunde des Engelwirts mit der Magd entwuchs, mit mütterlicher Wärme umfaßt und es in ihre Familie leitet. Was der Engelwirt im Trotz gesündigt hat, das wird gesühnt durch die tiefe Menschlichkeit dieser wahrhaft mütterlichen Frau.

Man fühlt sich durch „Engelwirt" erinnert an altgermanisches Gemeinschafts- und Sippenethos, wie es besonders Wilhelm Grønbech uns erschließen will, wenn er (in „Kultur und Religion der Germanen") aufzeigt, wie für den germanischen Menschen die Sippe, die blutgebundene Gemeinschaft, Lebensursprung und zugleich lebenspendende und lebenerhaltende Kraft ist, wie er überhaupt nur als Glied einer Gemeinschaft existieren kann, da „Menschentum" für ihn identisch ist mit „Verwandtschaft". „Die einfache Trennung von Geschlecht und Land genügt, um das Leben zu gefährden" (Grønbech S. 274), und „Leben" meint hier im weitesten Sinn Ehre, Heil, geistig-leibliche Existenz. So gesehen erscheint der aufrührerische Engelwirt wie der Neiding, der aus der Sippe ausgestoßen und damit von den Wurzeln seiner Lebenskraft abgeschnitten ist. Erst die Rückkehr zu Sippe und Dorfgemeinschaft, die ihm die frauliche Güte der Engelwirtin ermöglicht, gibt ihm im wahrsten Sinn das „Leben" zurück.

Freund Hein.

Das Bild der Persönlichkeit.

Nach der Erdhaftigkeit und Bodengebundenheit des „Engelwirt" schwingt mit „Freund Hein" das Pendel nach der entgegengesetzten Seite aus. In seiner ergreifenden Herzlichkeit und Schmerzlichkeit ist dieser Ro-

man ein ganz persönliches Bekenntnis des Dichters. Die innige Musikalität Strauß', seine seelische Beeindruckbarkeit, sein Phantasiereichtum, gewannen Leben in Heiner, dessen Gestalt durch das Hölderlin-Erlebnis ans Licht gerufen wurde [8]). Gerade in diesem Buch offenbart sich, wie Strauß wohl selbst in seinem Innern die Gefahr trug, sich seinem Gefühlsleben ganz hinzugeben und sich vor der Welt zu verschließen, ehe er durch das Erlebnis des Bauerntums die Verwurzelung in dem Bezirk diesseitsbejahender Tat erfuhr [9]).

Heiner ist der ganz gefühlshaft-musikalische Nur-Künstler, der an dem Dualismus von geistiger und natürlicher Welt zerbricht (vgl. Fr. H. 252: „‚Da sieht man's wieder,' sagte er, ‚wie die geistige Anlage und Kraft durch das Bewußtsein unseres sterblichen Teiles verkümmert wird; das ist einfach empörend!"). Das künstlerische Innenerlebnis ergreift ihn so völlig daß es allein als Wirklichkeit empfunden wird, neben der die Dingwelt zur Unwahrscheinlichkeit und Bedeutungslosigkeit verblaßt (vgl. Fr. H. 185). In dieser Fremdheit und Ferne gegenüber der Wirklichkeit liegt die Quelle des Gefühls tödlicher Einsamkeit. Was der ausgeglichene Mensch, der gleichmäßig ausgewogen nach außen und nach innen lebt (wie z. B. Notwang!), kraft eigener Persönlichkeit und geistig-seelischer Kräfte assimilieren kann, das bleibt als feindselige Bedrohung, als „barbarische Feindseligkeit" (Fr. H. 146) über dem Leben des nur nach innen gewandten Menschen bestehen und droht ihm Vernichtung.

Was Strauß in „Freund Hein" darstellen wollte, ist das problematische Verhältnis des Künstlers zur Mit- und Umwelt, wie er selbst es schmerzlich erleben mußte. In einer Zeit der Vermassung und Mechanisierung klafft die Kluft zwischen dem seiner Berufung gewissen Künstler und einer unkünstlerischen Umwelt natürlich besonders weit. Das führt dann leicht zu einer völligen Auseinzelung und Abschließung des Künstlers und zu seiner Loslösung von den Aufgaben des Tages. Strauß fühlte die Gefahren einer solchen Haltung; er ahnte, daß der nicht der vollkommene Künstler und Mensch sei, dem die Einwurzelung in das Leben fehlt. Darum stellte er dem Nur-Künstler Heiner den Freund Notwang zur Seite, wie Alabanda neben Hyperion steht — und damit wollte er zugleich auch dem künstlerischen Menschen seiner Zeit einen neuen und gesünderen Weg zeigen, indem er ihn hinwies auf die Bindung an Bauerntum und Boden: Es ist bezeichnend für Strauß' Lebensgefühl, daß Notwang im Bauerntum wurzelt, er ist „. . . der einzige Sohn eines rei-

chen Affentaler Weinbauern . . ." (Fr. H. 170). In seiner Kraft und Lebensfülle weist er in eine neue Richtung Strauß'scher Menschengestaltung, weist er hinaus über die „Schlafwandler" der frühen Werke, über Christel und die beiden Heiners (in P. W. und in Fr. H.). Diese märchenhaft innigen, genialen Menschenkinder schreiten durch das Häßliche, ohne es zu erkennen in seiner Gemeinheit. Aber wo rohe Hände sie anfassen, wo Mißverstehen und Quälerei die zarten Seelen verwunden, da verbluten sie. In Notwang nun zeichnet er den ganzen Menschen, in dem Körper und Geist kraftvoll zusammenklingen.

Im Griechentum fand Strauß sein menschliches Idealbild vorgeprägt. Er fand hier eine Kultur, „. . . die rein und unverquält aus ihrer Wurzel aufwuchs; für die der Mensch mit all seinen Fähigkeiten und Notwendigkeiten eine mindestens ebenso erfreuliche und zu ihrer eigenen, wesenhaften Entfaltung berechtigte Schöpfung der Gottheit war wie das Pferd und der Eichbaum und in der die natürlichen und geistigen Zwecke und Ziele nicht die unversöhnlichsten, demütigendsten Gegensätze waren." (Fr. H. 99). Was dieses Feiern des Griechentums als einer Idealkultur für Strauß bedeutet, erkennen wir erst klar, wenn wir vergleichen, daß er in einer späteren Schaffensperiode („Skorpion" usw.) im Mittelalter mit seinem Kollektivismus die maßgebliche Epoche erkannte. Als Strauß „Freund Hein" schrieb, kam es ihm in erster Linie auf die Klärung der Frage an: wie steht der Einzelne, und besonders der Künstler, innerhalb der Welt, wie wird er ihren Aufgaben und Forderungen gerecht.

Viel klarer als in den früheren Werken vertritt Strauß in „Freund Hein" eine Haltung, die als alleinigen Maßstab das individuelle Gewissen und das persönliche Gefühl anerkennt. „Ich kann mich nur an mich halten, an meine Antriebe und an mein Gewissen . ." (Fr. H. 186)[10]. „Im letzten Grunde kann kein Mensch die Echtheit, Ehrlichkeit und Unwiderstehlichkeit der Antriebe und Notwendigkeiten, denen sein Nächster, Vertrautester untersteht, gänzlich begreifen und wahrhaft würdigen, im besten Falle ist er immer noch auf viel guten Glauben angewiesen, im Zweifelsfalle aber wird er seiner eigenen Fühlung und Erfassung der Verhältnisse das Vorrecht geben . . ." (Fr. H. 195): dieser Satz ist der Kern des ganzen Romans. Aus der unbedingten Berufung auf das individuelle Gefühl und aus dem Bewußtsein, als Persönlichkeit ein einmaliges und von anderen nie ganz zu ergründendes Wesen zu sein[11], erwächst die Einsamkeit, die im letzten nur durch das Vertrauen von

Mensch zu Mensch überwunden werden kann. „Und sie verstanden das Wort nicht, das er mit ihnen redete" (Fr. H. 230), dieses Wort aus dem Lukasevangelium über den zwölfjährigen Jesus im Tempel gilt nicht nur für Heiner, es ist die schmerzliche Erfahrung des Dichters selbst, der einsam und unverstanden lebte und seine Werke schuf.

Eine ganz besondere Vertiefung erhält das Persönlichkeitsbild in „Freund Hein" durch seine völlige Einlagerung in das Göttliche.

In „Engelwirt" zeigt Strauß den „Herrgott droben" (Ew. 159; 178) als eine dem Menschen dualistisch gegenüberstehende Macht, die ihn nach ihrem Willen zwingt, und der gegenüber er sich nur behaupten kann, indem er sein Schicksal bejaht und mit ihm fertig zu werden trachtet. Strauß schuf diese persönliche Gottesvorstellung zweifellos in künstlerischer Absicht aus dem Gesichtskreis des bäuerlichen Menschen heraus.

In „Freund Hein" dagegen zeichnet Strauß ganz klar einen Panentheismus: Gott ist in allen Dingen, Gott ist auch im Menschen. „Ist Gottes Wille im Ziegel und im Typhus — warum nicht auch in mir?!" (Fr. H. 261). Daher ist jedes Handeln aus innerem Müssen Vollstreckung des göttlichen Willens; denn Gott spricht im Menschen, indem er ihm einen besonderen Beruf ins Herz legt. Das „Wesen" eines Menschen ist seine Aufgabe von Gott her. Gehorsam gegen Gott besteht dann erstens: in der Verwirklichung des eigenen Wesens (von dieser Auffassung aus findet auch der Selbstmord seine Rechtfertigung, wenn er, wie für Heiner, das vollendet und abschließt, was einem Menschen an Selbstverwirklichung innerhalb der Welt möglich ist); zweitens: in der Achtung vor der Persönlichkeit des anderen. „Gott sagt zu Heiner: Du sollst mir singen, sollst mir die schweren Herzen auf der Erde leicht machen und die leichten schwer! Und Sie sagen: Nein, du mußt mir mit Logarithmen rechnen und Gleichungen mit mehreren Unbekannten lösen! — Von der Vermessenheit abgesehen, hat das irgend Verstand?" (Fr. H. 269). Gott spricht im Künstler, im Genie. „Wenn nun einmal ein Kind kommt, dem sein Beruf aus allen Poren dringt, weil ihm Gott selbst ihn ganz unmittelbar mit seinem Blute gab, dann laßt in Dreiteufelsnamen die Finger davon und bedenkt, daß dieses Kind der Natur und den ewigen Gesetzen, kurz, dem Herrgott näher steht als ihr! Daß ihr es aus der Flugbahn, in die Gott es warf, nicht herausdrängen könnt, ja nicht einmal aufhalten könnt, ohne daß es zugrunde geht!" (Fr. H. 267).

Das Verhältnis der Persönlichkeit zu den Bindungen.

Das Problem Eltern-Kinder hat Strauß immer wieder beschäftigt; denn hier geraten Persönlichkeitsstreben des Kindes und geistig-materielle Gewalt der Eltern in Gegensatz zueinander. Strauß sieht die große Gefahr für das Kind, wenn man es „mit rauher Gewalt" zwingen will, „der es sich ja natürlich fügen muß, die in ihm aber zu dem Schmerz hin auch einen Trotz, wenn nicht Schlimmeres zurücklassen wird". (Fr. H. 76). Diese Gefahr kann nur gebannt werden durch Vertrauen (vgl. Fr. H. 66 ff.; 74; 76 ff.; 116 f.). Aus dieser innersten Überzeugung heraus schuf Strauß eine so zarte und mütterliche Frauengestalt wie Heiners Mutter: „Sie war eine jener seltenen Mütter, die ganz ehrlich das am liebsten sehen, was ihre Kinden sich selbst wählen und suchen, sofern es nur nichts Bösartiges ist, und die, wenn nicht aus reifer Erkenntnis, dann in der unbefangenen Demut ihres überall Wunder schauenden Herzens so ein neues, aufschießendes Leben nach seinem eigenen, noch unverständlichen Sinne sich dehnen und formen lassen." (Fr. H. 9).

Auch das innigste Verhältnis von Mensch zu Mensch wird gefährdet durch die Wesensverschiedenheit der Menschen als Individualitäten (vgl. oben S. 29 f.), die nur durch Vertrauen überbrückt werden kann. Aus einem Mangel an Vertrauen erwächst der tragische Konflikt in „Freund Hein". Der Vater übersieht den Wesensunterschied zwischen sich und Heiner. Für ihn ist es „Musizieren", was für Heiner „Musik" ist; für ihn ist es „Passion" und damit etwas Unterdrückbares und gegebenenfalls zu Unterdrückendes, für Heiner „der eigentliche Lebenstrieb .. und überdies ein schöpferischer Trieb" (Fr. H. 198), „Leidenschaft" im Strauß'schen Sinn (vgl. oben S. 14 f.). Die Schuld des Vaters liegt darin, daß er über das Vertrauen den eigenen Verstand und praktische Weltklugheit stellt (vgl. Fr. H. 227) und so durch unsinnige Erziehungsmaßnahmen Heiner in den Tod treibt. „Der Teufel hole euch Alle mit eurem besten Wissen und Gewissen, wenn ihr nicht einen Funken von Gefühl habt für die Unantastbarkeit der reinen Natur!" (Fr. H. 270). Nicht der Verstand, sondern das unmittelbar-lebendige Gefühl vermag allein die Schwierigkeiten im Verhältnis von Mensch zu Mensch zu überbrücken.

Die Forderung der Einfühlung stellt Strauß besonders auch an die Schule. Mit Fragen der Erziehung hatte sich Strauß schon in den Frühwerken gelegentlich auseinandergesetzt. Er hatte ja die „Erziehungs-

not der Jahre 1875 –90" (E. rel. E. 352) aufs bitterste selbst erfahren, er hatte schmerzlich erlebt, wie die Schule zum Schreckgespenst geworden war, weil sie keine Gemeinschaft Lehrender und Lernender, sondern eine rein „gesellschaftliche" Einrichtung war, in dem Sinne, daß das gegenseitige Aufeinanderwirken sich ganz auf das Äußere erstreckte, mit einer nüchternen Wissensübertragung aufhörte: um die innere Bildung ging es nicht. „Zeige mir einen (Lehrer), der sich um das Leben seiner Schüler auch nur so viel umsähe, wie um einen interpolierten Hexameter im Homer!" (Fr. H. 179). Strauß lehnt „. . . jene Routine, die ja bei den allermeisten Lehrern das wirkliche Verständnis ersetzen muß" (Ausw. 93) unbedingt ab. Sein Glaube an die Einzigartigkeit und Eigentümlichkeit der Persönlichkeit heißt ihn gegen eine Erziehung ankämpfen, die dem Kinde nach einer festen Norm Lehren aufprägt und es nach einem gleichförmigen Typ umzupressen sucht. Er fordert auch für die Schule ein Grundgesetz, das die Persönlichkeit berücksichtigt. Der Schule kommt nur die Stellung des „Helfers" zu: sie soll dem jungen Menschen den Weg weisen zu seiner eigenen Form.

Es ist bezeichnend für den Künstler Strauß, daß er gerade vom Künstler und vom künstlerischen Schaffen aus zu einem Gemeinschaftserlebnis vorstößt. Heiner, der durch sein Versinken in der eigenen Musik von den Menschen ferngehalten wird (vgl F. H. 126 f.; 161), wird durch die Musik auf eine besondere Weise auch wieder mit ihnen verbunden: im Rausch und Glück des Schaffens, des inneren Empfangens und Gestaltens fühlt er seine Allverwebtheit: „. . . es war alles so schön . . ." (Fr. H. 150), und damit sind Natur und Menschen und das Leben überhaupt gemeint. Es ist ein allumfassendes Glücksgefühl (wie es Strauß in der Kindheit selbst durch Musik erfahren hatte: vgl. E. rel. E. 367), eine jubelnde Seligkeit, die den Einzelnen über sich selbst hinaussteigert, daß er die Gemeinschaft der Menschen sucht[12]). Es ist Freude, Liebe, Güte — Strauß gebraucht alle diese Bezeichnungen gleichwertig nebeneinander (Vgl. Fr. H. 149 ff.). Es ist das, was die englische Romantik „joy" nennt und als eine ihrer Grundkräfte feiert: das Gefühl des lebendigen Zusammengehörens allen Seins, der Ausdruck einer Einheit mit allen natürlichen, geistigen, sittlichen und göttlichen Kräften. Wo der Mensch sein ureigenes Wesen entfalten kann, wo er sein Leben dadurch, daß er es seinem Wesen entsprechend gestaltet, zum Kunstwerk steigert, da fühlt er sich eingefügt in den großen Lebensrhythmus. Seine eigene Erfülltheit strahlt

dann über auf die Menschen seiner Umgebung, diese beeinflussend und formend. „Er (Heiner) war noch zu jung, als daß er die Schönheit einer durch langes, schweres Leben sich rein und frei, stark und heiter entwickelnden Persönlichkeit genugsam gefühlt und geschätzt, daß er eingesehen hätte, es treibe oft in der einfachen Lebensführung ein echterer, wirksamerer Kunstwert als in den bedeutendsten Opern und Bildern und es könnte der unbewußte, unvermerkt ansteckende Einfluß, den das alltägliche Leben seines Großvaters auf seine Umgebung hatte, zurückstrahlend diesen selbst mit einer Lebensruhe und Lebensbefriedigung erfüllt haben, mit dem sicheren Gefühl endloser Weiterwirkung der guten Kraft, wie es auch der lauteste Ruhm nicht geben kann ...“ (Fr. H. 207 f.). Die starke Persönlichkeit steht wie ein Zentralfeuer in der Mitte, sie sendet ihre Strahlen aus nach allen Seiten. Aber diese Wirkung des Einzelnen über seinen Persönlichkeitsbereich hinaus ist eine mehr zufällige; verglichen mit der späteren Gemeinschaftsauffassung Strauß' fehlt noch ein Wesentliches: das Bewußtsein der Verantwortlichkeit gegenüber der Gemeinschaft.

Wenn „Engelwirt“ mehr die biologische Gebundenheit des Einzelnen betonte, so liegt in „Freund Hein“, entsprechend seiner Gesamtsituation, der Nachdruck auf der geistigen Kontinuität. Heiner spürt des Großvaters „eigenstes Leben“ in sich weiter treiben (Fr. H. 210); er erkennt die Musik, die in ihm singt, als das Erbe einer langen Ahnenreihe. Wie in „Engelwirt“ so führt Strauß auch hier über den Individualismus des „Don Pedro“ hinaus. Der Mensch wächst hervor aus Blut und Geist der Ahnen und gibt selbst dieses Erbe weiter an die folgenden Generationen. Nichts, was er schafft, ist verloren; es lebt weiter in der Sippe und in all denen, auf die seine Persönlichkeit ausstrahlte. So wird die Ahnenreihe zum Symbol des Ewigen aus der Vergangenheit in die Zukunft und der Verwurzelung und Gebundenheit des Einzelnen.

III.

Kreuzungen — Hochzeit.

„Kreuzungen" und „Hochzeit" zeigen eine nahe innere Verwandtschaft. Beide Werke sind in der gleichen Tonart geschrieben, getragen von der gleichen Stimmung. Was sie eint, ist die Kampffront gegen das erstarrte Bürgertum, der Kampf der selbstsicheren Persönlichkeit *gegen* die Gesellschaft und ihre Satzungen und *für* eine lebendige Gemeinschaft: der Kampf der Jugend gegen das Alter. Bezeichnend neu und wichtig gegenüber den früheren Werken ist, daß nicht mehr ein Einzelner im Mittelpunkt steht, sondern eine Gemeinschaft von Menschen, die sich gegenseitig fördern und bilden und die gemeinsam ihre Gegner bekämpfen. Strauß schrieb die Werke aus der Erkenntnis heraus, daß die gegenwärtige Welt, obwohl äußerlich so glühend und glänzend, im Innern alt und morsch sei, daß eine neue Zeit kommen müsse und kommen werde. Am Anfang dieser neuen Zeit steht der neue Mensch, der kämpferisch ringt um seine eigene Persönlichkeit, der aber nicht in schrankenlosem Individualismus sich verliert, sondern über das eigene Ich hinaus den Weg findet zur Gemeinschaft, zum Volk.

Persönlichkeit.

Stärker als in allen früheren Werken wird die *Pflicht, zu kämpfen und sich zu bewähren*, betont, die dem Einzelnen aufgegeben ist durch die in ihm liegende Möglichkeit der Persönlichkeitsbildung. Nur das Kind hat das „Recht des blinden Gehorsams" (Hochz. 91). Es kann nicht bewußt entscheiden, ist darum auch nicht verantwortlich für sein Handeln. In beiden Werken steht im Mittelpunkt ein junger Mensch, der aus diesem „blinden Gehorsam" gelöst und zum Bewußtsein seiner selbst erweckt wird und der auf den eigenen Willen und die eigene Kraft als das allein Gesicherte und das allein Vorwärtsbringende im Leben hingewiesen wird. „In sich selbst soll ihr Herz Halt haben!" (Hochz. 142). Dieses unbedingte Auf-sich-selbst-gestellt-Sein, das uns oben (S. 3; 29) bereits als „Individualethos" begegnete, ist die natürliche Folgerung, die Strauß aus der Widersprüchlichkeit seiner Zeit und dem Bewußtsein seiner Andersartigkeit zog. Individualethos bedeutet aber für den einzelnen Menschen nicht ein Weniger an Pflichten als ein normiertes Tugendgesetz. Strauß kennt überhaupt keine „Tugend", weil er keine „Minimum-Moral" aner-

kennt. Wie hoch auch ein Mensch sich über das Allgemeine erhebt, er ragt nie über seine Pflicht hinaus; sie wächst mit ihm; sie ist immer das Äußerste des für den Einzelnen Erreichbaren und Erfüllbaren: „. . . ich aber meine, eben weil ich brauchbar bin, darf, soll und muß ich riskieren." (Kr. 81). „. . . haben Sie den Mut zu wagen, so haben Sie die Pflicht zu wagen" (Kr. 193). Es ist ein glasklares, hartes und helles Ethos, das sein höchstes Ziel im kämpferischen Einsatz für das einmal als recht Erkannte sieht, und das um dieses Zieles willen auf alle Behaglichkeit, alles Geschenkte und kampflos Dargebotene verzichtet. „Es sei auch höchste Zeit für Klara, ins Wasser zu kommen! Selbst wenn nichts an ihr wäre und nichts mehr aus ihr würde, sei es doch immer anständiger vor Arbeit und Not zu verkommen, als vor Wohlleben" (Kr. 135). (Vgl. Hochz. 66: „Es wäre wahrhaftig besser für Sie, Sie müßten sich draußen nach Ihren Gaben durchs Leben schlagen, als daß Sie sich hier in Gold fassen lassen"). Das Leben fordert Bewährung, täglich, stündlich. Die Persönlichkeit muß ihre „Berechtigung und Haltung von Tag zu Tag erneuern und ausdehnen" (Kr. 211): „. . . denn nur ernstnehmen ist leben" (Kr. 201).

Wie das schon die früheren Werke zeigten, liegen Maßstab und Gesetz für das Handeln im Gefühl des Handelnden[13]). Nur aus „ursprünglicher Gefühlsschnellkraft" (Kr. 251) kann der Entschluß hervorschießen, der die ernsthafte Tat trägt, und Hermann in „Kreuzungen" „. . . erprobte nun auch an all den ängstlichen Beweggründen konventioneller Klugheit, . . . daß er nur eines könne, nämlich seinem eigenen natürlichen Gefühl nachgehen und das Ereignis mit allen Folgen auf sich nehmen" (Kr. 37).

Diese unbedingte Anerkennung des reinen und natürlichen Gefühls, als des alleinigen Maßstabes für Wert oder Unwert einer Handlung, ist bewußter Gegensatz zu Kant: „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille" (Metaphysik der Sitten, zit. nach Baeumler, S. 73). Kant vertritt eine „Ethik des reinen Willens" (Baeumler, S. 76), er scheidet das Gefühl aus seiner Ethik aus: Gefühl und Wille haben nichts miteinander zu tun. Anders Strauß! Für ihn ist das Gefühl die Triebkraft des Willens, der Wille nur Vollstrecker des Gefühls. Kants – wie auch Nietzsches Leben und Philosophie sind in ungewöhnlichem Maße bestimmt vom Geiste: beider Leben und Werk „sind gänzlich geformt durch diese herrische, ja tyrannische Macht des Geistes,

dem sie dienen" (Baeumler, S. 81). Strauß dagegen ist ganz bestimmt von der Natur, vom Leben, vom Seelisch-Gefühlsmäßigen. Er errichtet nicht ein philosophisches Weltgebäude in rationaler Abstraktheit, sondern er *erlebt*, und jedes Erleben empfängt durch ihn Deutung und Wertung nach dem Maßstab des Lebendig-Organischen. Darum hat Strauß kein Verständnis für Kants Pflicht-Ethik, die den Menschen zu einem Schritt treiben kann, der seiner Natur widerspricht und ihn seiner natürlichen Aufgabe entzieht. Emma (in Hochz.), dieses reine und starke Mädchen, vertritt zunächst ein solches Pflichtethos. Sie ist bereit zu einer Ehe mit dem alten Liesegang, weil sie es für ihre Pflicht hält, ihrem Vater auf diese Weise einen schönen Lebensabend zu sichern, und sie glaubt, daß dieser erzwungene Schritt nicht zum Bösen führen werde, weil sie es zuwege zu bringen hofft, „die einmal übernommene Pflicht gern zu erfüllen" (Hochz. 68). Bartel aber, der in seiner natürlich-lebensnahen Welterfassung Strauß' tiefste Überzeugungen vertritt, belehrt sie eines Besseren: „Sie reden von Pflicht; aber an die Pflicht der Jugend gegen die Jugend denken Sie nicht" (Hochz. 69).

Diesem Maßstab des Natürlichen und Lebenswahren hält auch Nietzsches Philosophie nicht stand. Sicher empfindet Strauß wie Hermann in „Kreuzungen": „Seinem Tatsachensinne konnte eine (Nietzsches) Philosophie nicht eingehen, die ihm die natürlichen Rechte und Ansprüche der gesunden und stolzen Kraft zu romantischen Postulaten zu überhitzen, aufzutreiben und zu verzerren schien, weil sie offenbar von gegnerischen Postulaten und Dogmen ausging, statt von der Anschauung des wirklichen, unbändigen, alle Formen wieder verwachsenden Menschen" (Kr. 235 f.).

Ringen um eine neue Gemeinschaft und daraus erwachsende Zeitkritik.

Verglichen mit den früheren Werken zeigt die Persönlichkeitsauffassung Strauß' keine Änderung, wohl aber eine Vertiefung ihrer Gedankengänge. In Einem führt sie über die früheren Stufen hinaus: Die Bildung der eigenen Persönlichkeit entsprechend der eigenen Form und Wesensart hat das Ziel, anderen *Vorbilder* und *Führer* zu schaffen. „. . . wozu erreiche ich denn ein urteilsfähiges Alter, wenn ich mein Leben nicht so einzurichten verstehe, daß ein Jüngerer jederzeit zu seiner Förderung an mir anknüpfen kann!" (Hochz. 34). Anders ausgedrückt: die Persönlichkeitsbildung ist nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck einer Höher-

bildung der Menschheit überhaupt. Eine Vorstufe dieses Gedankens findet sich in „Freund Hein", wo von dem „unbewußten, unvermerkt ansteckenden Einfluß, den das tägliche Leben seines Großvaters auf seine Umgebung hatte" (Fr. H. 208) gesprochen wird. Was aber dort als eine mehr zufällige Folge eines selbstsicheren und erfüllten Lebens angesehen wird, das fordert Strauß nun als Ziel und Zweck jeder Selbstbildung und Persönlichkeitswerdung. Die Gemeinschaftsgebundenheit der Persönlichkeit, die Strauß besonders in „Engelwirt" und „Freund Hein" mehr gefühlsmäßig erahnt hatte, wird nun in den Bereich des Bewußten, in den Bereich des Wirkens und der Verantwortung gezogen.

Von hier aus wird die Gestalt der Elfride in „Kreuzungen" erst ganz verständlich. Langenbucher sagt von ihr: „. . . sie ist — künstlerisch gesehen — eher seine (Hermanns) Schwester" (Langenbucher, E. Str., S. 158). Dieser Auffassung kann ich mich nicht anschließen. Hermann ist voll warmer Menschlichkeit; „sein eigenes Vergnügen am Wagnis, seine Lebenszuversicht . . ." (Kr. 13) geben ihm nicht bloß die Kraft, einer bürgerlichen Moral gegenüber seine starke Persönlichkeit zu wahren und lieber auf seine Stellung als auf seine Geradheit zu verzichten, er bringt es vor allem auch dahin, Klara aus ihrer engstirnigen Bevormundung zu lösen und ihr den Weg zur Selbstverantwortlichkeit zu weisen. Elfride dagegen ist schön, ästhetisch — aber das vermag nicht ihren Mangel an Gemüt, an seelischer Tiefe, an Mütterlichkeit zu verbergen: sie ist nur einer „kalten Leidenschaft" fähig (Kr. 247). Strauß zeichnet Hermann mit durchaus angenehmen und liebenswerten Zügen, während er in Elfride offensichtlich die Ich-Bezogenheit verurteilen will: „Ich bin mir lieber als du! . . . Mein will ich sein!" (Kr. 155). „Sie hatte ihr Leben gefristet nicht durch befriedigende Arbeit, sondern in kaltem, engherzigen Tauschgeschäft ein paar Stunden gleichgültigen Tuns gegen das notwendige Geld hingebend. Sie hatte ihre freie Zeit mit alltäglichem Genusse erfüllt, aber auch hierin nur empfangend, von der Natur, von der Kunst Geschenke nehmend. Nie tätig, nie schenkend, nie verschwendend! Wie eitel, wesenlos stand sie vor sich! Indem sie Glück und Frieden in kühler Eingezogenheit auf sich selbst erhoffte, kein Wunder, daß die erste blutheiße Lebenswelle sie umgeworfen und dahin getragen hatte, wo sie jetzt lag, zerschlagen, beschämt . . ." (Kr. 277). „Gegenüber Elfridens auf sich selbst ruhenden Wesen, ihrer Glätte und Härte, die nichts Fremdes anzunehmen schien, ihrer Kühle, die jeden Gegensatz unbefangen konstatierte und bestehen ließ, — freute sich Her-

mann täglich auf Klaras wißbegierige Wärme und Regsamkeit, ihr Suchen, Fallenlassen und Annehmen, auf die Möglichkeit ihr zu helfen, sie zu fördern und ihr Wachstum zu teilen . . ." (Kr. 216). Das heißt aber: Strauß lehnt einen Individualismus, wie ihn Elfride verkörpert, ab. Persönlichkeit äußert sich im Wirken auf andere, im Schenkenkönnen, und erst durch dieses Sich-Verschwenden erfährt sie ihre Vollendung.

Strauß wächst in diesen Werken immer mehr dem Erlebnis der Volksgemeinschaft zu. Das offenbart sich in einer Ausweitung der menschlichen Beziehungen, der Ehe, der Berufsarbeit, über das persönlich Umfaßbare hinaus.

„Jeder Mann und jedes Weib sind Adam und Eva, eine Menschheit soll auf ihren Schultern stehen . . ." (Hochz. 69). Die Ehe als Keimzelle kommender Generationen! Daß eine wahre Ehe nur von Liebe getragen sein kann, ist Strauß selbstverständlich (vgl. Hochz. 49). Nur wenn Mann und Frau „freudigen, einigen Herzens" (Hochz. 99) eine Ehe eingehen, hat sie Gültigkeit, nur dann ist sie vor Gott geschlossen.

In seinem Streben, den Menschen darzustellen, der allein sein Gefühl als Maßstab für sein Tun anerkennt, auch in den Fragen der Ehe und der Liebe überhaupt, kommt Strauß gelegentlich zu Formulierungen, die leicht falsch ausgelegt werden können, so z. B., wenn er in „Hochzeit" von der Trauung als „Formalität" spricht (Hochz. 125). Ich glaube nicht, daß Strauß eine gesetzliche Eheschließung ablehnen und der freien Liebe das Wort reden will. Ebensowenig ist das seine Absicht in „Kreuzungen", wo gerade dieses Problem stark in den Mittelpunkt gerückt ist, oder in den Novellen, die das gleiche Thema gelegentlich streifen. Strauß' Auffassung von Liebe und Ehe ist viel zu hoch und rein, als daß man ihm irgendeine Gleichgültigkeit gegen ihre Formen und Gesetze unterschieben dürfte. Man muß sich immer vor Augen halten, daß Strauß den Menschen gestalten will, der aus einem ganz reinen Streben nach Wahrhaftigkeit sein Leben zu formen sucht. Liebe ist für Strauß nicht sinnliches Begehren, schnell vorübergehender Genuß, sondern das unerschütterliche Bewußtsein des Für-einander-bestimmt-Seins, das aus Mann und Frau eine unlösliche Einheit schmiedet, die auch den Tod überdauert (vgl. D. P. II 59). Für zwei Menschen, die solche Liebe zusammenbindet, erscheint der äußerliche Akt der Trauung wohl als Formsache gegenüber der inneren Gefühlsgetragenheit. Von „einigem Bedenklichen" zu reden, wie dies Bartels tut (Bartels S. 588), halte ich für recht eng. Man sollte auch bei der Kritik

gelegentlich an ein Wort Caroſſas in „Führung und Geleit" denken (S. 96): „Es kommt bei jedem Ausſpruch ſo ſehr darauf an, wer ihn tut".

Strauß gibt der Arbeit, die in einer liberaliſtiſchen Zeit zu einem bloßen Mittel des Geldverdienens herabgeſunken war — „Unſere Begriffe von Arbeit ſind ja ſo verdorben". (Kr. 172) — wieder ſittlichen Wert und Würde. Beruf, der im Weſen des Menſchen verankert liegt, Arbeit, die einen Wert verwirklichen will, ſind mehr als Beſchäftigung zum Zweck des Geldverdienens. Einen Beruf kann nur ganz ausfüllen, wer ihn nach ſeinem Herzen gewählt hat. Dadurch iſt die Berufswahl dem Spiel des reinen Zufalls enthoben. Allerdings kann nicht jeder den ihm gemäßen Beruf ausüben. „Aber auch die Arbeit aus Not und Pflicht wärmt und hat ihren Segen". (Kr. 175).

Wie Strauß ſelbſt in langen Jahren und auf weiten Wegen ſich zu ſeinem Berufe durchringen mußte, ſo ſtreben auch die Menſchen ſeiner Werke nach einer Lebensform, die ihnen die Arbeit gibt, die „. . . als das freie Spiel weſenseigener Kräfte zugleich das unmittelbare Wirken für andere in ſich begriff." (Kr. 284). Damit aber wird Beruf zur verpflichtenden Aufgabe über die eigene Perſönlichkeit hinaus. Beruf iſt der Mittler zwiſchen dem Einzelnen und dem Volk, ja der ganzen Menſchheit: „Seine Gedanken waren bei ſeiner Berufsarbeit . . ., die ihn an der Kette ihrer Beſtimmungen und Beziehungen ſtets vom gegebenen Einzelfalle weiterleitete zum allgemeinen Leben ſeines Landes, ſeines Volkes, der ganzen Menſchheit." (Kr. 173).

In „Kreuzungen" erhalten wir zum erſten Mal Hinweiſe auf Strauß' Staatsauffaſſung. Strauß iſt Gegner der bürokratiſch-mechaniſchen Staatsauffaſſung, die das ausgehende 19. und beginnende 20. Jahrhundert in wachſendem Maße beherrſchte. Staat iſt ein Abſtraktum geworden, ein Organiſationsbegriff, eine Maſchine. Wer ihm dient, muß ſein ſchöpferiſches Menſchentum, ſeine Freiheit aufgeben, muß zum zwar verantwortungtragenden, aber in Ziel und Schaffen von fremdem Willen beſtimmten Maſchinenteil werden. Die Entperſönlichung des Einzelnen iſt Ausgangspunkt für Strauß' Einſtellung gegen den Staat. Strauß greift den Staat, wie er iſt, an, indem er deſſen Inſtrument und Träger, das Beamtentum, angreift. „Wir (Beamten) haben die Verantwortung aber nicht den Erfolg unſerer Arbeit! Wir können unſere Kräfte nur anwenden, ſoweit ſie erwünſcht ſind. Wo die ſelbſtvergeſſene Kraft und Lei-

denschaft unserer Arbeit, ihre wahre Produktivität anfängt, da stört sie nur zu oft das Gefüge der Organisation, wird unbequem und abgewiesen. Gesicherte Existenz und Altersversorgung, Titel und Orden und der liebe Beamtenkrattel sind nur eine kümmerliche Entschädigung für den, der jene Entmannung zu spüren begabt ist." (Kr. 193). Der Staat umgarnt den Menschen mit „Lebensstellungen und Versorgungen" (Kr. 262), bis ihm jeder Mut zu einem Kampf mit dem Leben aus eigener Kraft und auf eigene Verantwortung genommen ist (vgl. Bapt., S. 41), und er lieber auf allen eigenen Willen und auf Handlungsfreiheit, selbst in seinen ureigensten Angelegenheiten, verzichtet, nur um seine Stellung nicht zu gefährden. Die inneren Bindungen des Einzelnen an den Staat liegen nur in der wirtschaftlichen Sicherung, die eine Staatsstellung für ihn bedeutet. Diese wirtschaftliche Abhängigkeit aber raubt dem Menschen sein Selbstvertrauen, sie weckt in ihm die Angst vor dem Leben — „vielleicht ist der Staat auch auf diese Angst ebensosehr angewiesen, wie die Kirche" (Kr. 262).

Vergleicht man Strauß' Stellungnahme gegenüber Beruf (vgl. oben S. 38 f.) und gegenüber Beamtentum, so ergibt sich Folgendes: Die Persönlichkeit wirkt durch ihre Berufsarbeit mit am Leben der Volksgemeinschaft, sie ist dem Volke gegenüber verantwortlich, ist untrennbar mit ihm verbunden. Anders ist ihr Verhältnis zum Staat! Der Staat ist der Feind jeder freien Persönlichkeitsentfaltung und damit zugleich der Feind des Volkes als einer lebendigen Gemeinschaft. Das heißt aber, die problemhafte Spannung Staat Volk, den übersteigerten, überpersönlichen Staatsbegriff sucht Strauß zu überwinden durch die organische, von starken Persönlichkeiten getragene Gemeinschaft des Volkes.

Aus dem ehrlichen Ringen um diese wahre Gemeinschaft erwuchs Strauß' Zeitkritik, sein Kampf gegen den bürgerlichen Gesellschaftsbegriff und gegen die bürgerliche Moral. Er reißt nicht schrankenlos ein, was alt und morsch erscheint, er verkündet keinen Weltuntergangspessimismus, sondern er zeigt Wege, die in eine neue Zukunft führen: Eine Gesundung des deutschen Lebens ist vom Bauerntum her möglich. Strauß spricht das in diesen Werken zwar nicht unmittelbar aus; aber alle vorwärtsführenden Gestalten stehen in enger Beziehung zum Boden: Hermann, der sich zuletzt ganz der Landwirtschaft zuwendet; Bartel, der zwar Mediziner ist, aber fest in einer bäuerlichen Ahnenreihe wurzelt,

der von seinem Urahn erzählt „Ein Kerl, der sein Teil gerodet hat und auf seinem Rod gewohnt hat . . .“ (vgl. Hochz. 30) — und man spürt, daß das Blut dieses Vorfahren auch in seinen Adern rollt. Der zweite Weg kommt aus der Persönlichkeit, als eine tiefe Lebensfreude, die auch dem anderen den Mut zum Leben und die Freude am tapferen Kämpfen um die eigene Persönlichkeit wecken möchte. „Im Gegebenen das Widerstrebende bewältigen und zum Glücke gestalten, das innere aus eigener Lebenstiefe quellende Glück die vorhandenen Lebensformen durchdringen und durchleuchten lassen, das ist die Kraft- und Kunstprobe des Lebens!“ (Kr. 252). In dieser frohen Lebensbejahung fühlt sich Strauß, bei aller sonstigen Ablehnung, eins mit Nietzsche und dessen „. . . Kritik der moralischen Vorurteile, durch die er die Grundlage für eine ganz neue Lebensgestaltung gegeben habe, für eine kräftige, tapfere Lebensfreude mit gutem Gewissen, eine neue bewußte Renaissance“ (Kr. 235).

Aus seinem Gemeinschafts- und Persönlichkeitsgefühl heraus wehrt sich Strauß gegen allen Zwang, der den Einzelnen der Verantwortung enthebt und seine lebendige Kraft und seinen freien Willen einzwängt in Formalitäten, wehrt sich gegen Moral, Konvention als die Gesetzgeber der bürgerlichen Gesellschaft. Der menschlich fein und klug gezeichnete Finanzrat in „Kreuzungen“ sagt: „Die Konvention hat ihr Gutes, so komisch sie im einzelnen wirken mag; und ich halte es gerne mit ihr. Sie fordert von uns ihre Form und gibt dafür die weiteste Freiheit. Sie ist ein fester, geschmeidiger Schuh, in dem man sich freier bewegt, größere Sprünge macht und unverwundbarer ist als barfüßig“ (Kr. 80). Aber Strauß sieht tiefer: Konvention ist sehr oft ein enger, schwerer Schuh, der den Fuß verkümmert und ein freies Ausschreiten verbietet; denn sie ist eine Abstraktion und wird als solche dem Leben in seiner Fülle und Vielgestalt nicht gerecht. Sie will unbedingter Maßstab sein, umfaßt dabei aber das „Imponderabile“ (Kr. 80, nicht, das nun einmal die eigentlichen Entscheidungen im Leben hervorruft und die richtige Entscheidung erschwert. Das heißt, eine richtige Entscheidung kann eben nur jeder für jeden einzelnen Fall treffen; Maßstab ist das individuelle Fühlen und Gewissen. Konvention paßt nur in ein Weltbild, das alle Menschen als gleich ansieht, das mit den Gegebenheiten des Lebens rechnet wie mit mathematischen Werten. Sie ist die Moral einer schematisierten, erstarrten Welt, einer Welt der klaren Linien, aber zugleich der Hintergrundlosigkeit. Strauß dagegen fühlt sich in einer Welt der unendlichen Fülle, die sich nicht ver-

ſtandesmäßig gliedern und durchdringen läßt. Er ſpürt die unendlich zarten Beziehungen, die vom einen zum andern ſpielen, die Dinge und Menſchen in Rembrandt'ſches Hell-Dunkel, in Shakeſpeare'ſches Dämmern hüllen. „Unſer Handeln wirkt nach mehreren Dimenſionen, und die erſichtlichſte iſt oft die gleichgültigſte". (Kr. 295).

Der Kampf für ein natürliches Gefühlsethos gegen erſtarrte Konvention iſt der urewige Kampf der Jugend gegen das Alter. „Die Alten haben ſich an das Leben gewöhnt; wir Jungen aber empfinden noch den grauſamen Unſinn unſerer Verhältniſſe und Lebensweiſe, wir empfinden die Not, ſie zu ändern . . ." heißt es im „Rieſenſpielzeug" (S. 630). Es iſt der Kampf des kraftgläubigen, ehrlichen Suchens gegen eigenſüchtige Friedensliebe und Ruheſehnſucht, gegen ſatte und doch immer gierige Selbſtzufriedenheit. Jugend aber will mehr: „Ich möchte auch einmal fühlen, daß ich zu mehr tauge auf der Welt, als es mir wohlſein zu laſſen" (Kr. 338). „Gut haben" möchte es das Alter, „gut werden" will die Jugend (Hochz. 67). „. . . ich verſtehe doch ſo viel, daß Sie etwas Gutes und Schweres wollen, und fühle, daß es den meiſten um das Leichtere zu tun iſt". (Hochz. 36)[14]). Der Durchſchnittsbürger, der nur bewahren möchte, was er hat, zeigt für die drängende Jugend natürlich kein Verſtändnis: „Die jungen Herren haben keine Moral mehr heutzutage und keine Religion und nichts mehr. Da ſieht man wieder, wohin es führt, wenn man vor nichts mehr Reſpekt hat und über alles Witze macht!" (Kr. 67). Strauß haßt den Bürger, weil er ſeine gefährliche Seelenloſigkeit und Ichſucht durchſchaut, und er haßt die bürgerliche Geſellſchaft in ihrer Hohlheit und eitlen Vergnügungsſucht. Beißenden Spott gießt er über ſie aus: „. . . Leute, die man im Vergnügen kennen gelernt, mit denen man nur zum Zeittotſchlagen verkehrt hat, ſollte man doch nicht ohne weiteres mit ernſten Anforderungen beunruhigen". (K. 119).

Die Waffe der Konvention gegen die vorſtürmende Jugend iſt die Klugheit: die Klugheit, die die Rückſicht auf Beruf, Laufbahn und Familie predigt, die mit dem Glücksbegehren des Menſchen rechnet; Klugheit aber auch, die nicht dem eigenen Gefühl vertraut, ſondern nach den „Leuten" ſchielt und ſich in „Skandalangſt" (Kr. 82) windet. „Und was wird denn die anſtändige Geſellſchaft ſagen, die doch immer noch auf ihre Formen und Geſetze hält?!" (Hochz. 136). „Bedenke nur, was die Leute reden werden!" (Kr. 165). Es iſt immer das Gleiche.

„Klugheit" hat bei Strauß stets den Nebensinn des Kleinlichen, auch in ihren Zielen. Er spricht von „kleinlicher Klugheit" (Kr. 89), von „ängstlichen Beweggründen konventioneller Klugheit" (Kr. 37) und er kennt das Heimtückische dieser „Klugheit". Nicht nur, daß sie dem Menschen den Mut zum Wagnis und zum freien, selbstbewußten Handeln raubt — weit gefährlicher ist es, daß sie sein wahres Gesicht hinter einem allwohlgefälligen Schein zu verbergen sucht. Gerade vom Standpunkt der Wahrhaftigkeit aus kämpft Strauß gegen die Konvention, die oft nichts anderes ist, als das geschickte Handhaben falschen Scheins. Er durchschaut die typisch „bürgerliche" Haltung als die abgesagte Feindin jeder wahren Gemeinschaft, die nur auf unbedingter Ehrlichkeit und auf vollem persönlichem Einsatz aufbauen kann. Darum ist sein Kämpfen *für* natürliches Gefühl und Selbstverantwortlichkeit und *gegen* Konvention und Klugheit, *für* Wahrheit und *gegen* jeden falschen Schein ein Kampf um die Grundlagen wahrer Gemeinschaft.

IV.

Der nackte Mann — Der Spiegel.

Wenn ich diese beiden Werke nebeneinander stelle, dann geschieht das aus zwei Gründen: 1. Beide wuchsen hervor aus ernstem Ringen um religiöse Fragen, um das Christentum: das ist ein Äußeres, den Stoff Betreffendes. 2. Beide stehen in tiefen Beziehungen zum Großen Krieg: das ist mehr Mitschwingendes als klar Gesagtes.

Ich sagte: beide ringen um religiöse Fragen — aber Ausgangspunkt und Ziel sind in beiden Werken verschieden. Im „Nackten Mann" ist das Religiöse zeitgeschichtlich gebunden ans Konfessionelle. Doch findet sich auch in diesem Roman ein Gespräch — zwischen dem Apotheker und seiner Mutter -- über Christus und die Erlösung, das auf die eigenständige religiöse Form des „Spiegel" vorweist. Vor allem aber geht es Strauß darum, zu zeigen, wie die Einsatzbereitschaft des Einzelnen für seine religiöse Überzeugung die Bürger der Stadt Pforzheim zusammenschweißt zu untrennbarer Gemeinschaft. Die eigentliche Auseinandersetzung mit dem Religiösen brachte der „Spiegel". Hier ringt Strauß um den Inhalt des Glaubens, um die Möglichkeit einer christlichen Lebensform innerhalb des Lebens der Gegenwart. Das Religiöse löst sich hier aus jeder konfessionellen Gebundenheit. Wie es bei einer so ans Innerste greifenden Frage nicht anders möglich ist, stehen im Mittelpunkt suchende und kämpfende Einzelne, der Urgroßvater Strauß', Josef, und die mütterlich-gütige Tante Lotte, die dessen Lebensgeschichte erzählt. Beide finden sie zu einer Form des Daseins, in der „die Pflicht gegen Gott oder mich selbst und die gegen die Welt klar und klar verflochten" sind (Sp. 157). „Nackter Mann" und „Spiegel" sind nicht die einzigen Werke die sich mit dem Religiösen unmittelbar beschäftigen — Strauß' Leben war Suchen nach Gott von Jugend an, das klang schon in den frühesten Werken immer wieder durch —: Zur Zeit, da der „Nackte Mann" erschien, schrieb Strauß seine „Ersten religiösen Eindrücke". Auch in den späteren Werken bis hin zum „Riesenspielzeug" werden religiöse Fragen immer wieder berührt, vor allem in der Geschichte vom Gartenäre, der auszog, um Gott in der Welt zu finden, und der ihn schließlich in sich selber fand; dessen Leben fast ein „Opfer" geworden wäre und doch seine Heiligung und Vollendung erfuhr in der Hingabe an den Nächsten.

Nicht im Wort faßbar ist das zweite, die Beziehung des „Nackten Mann" und des „Spiegel" zum Großen Krieg. Ist es Zufall, daß Strauß wenige Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges das Buch der Not- und Schicksalsgemeinschaft schrieb? Erschloß sich der ahnenden Seele des Dichters, der dem Ursprung des Lebens näher ist und seherisch kommendes Geschick erkennt, erschloß sich ihm ein Völkerschicksal, ehe es noch mit elementarer Gewalt über die Welt hereinbrach, und schrieb er aus solchem geheimsten Wissen dieses Buch der heroischen Haltung, dieses Buch der Treue, um die Deutschen, die in nichts ahnender Oberflächlichkeit sich gegenseitig zerrauften, zur Einigung aufzurufen? Ebenso ergreifend ist es, wie Strauß, damals schon 50jährig, in den Jahren des Krieges, als jeder vor allerletzte Entscheidungen gestellt wurde, den „Spiegel" schrieb und nach dem Zusammenbruch Deutschlands sein Evangelium der Freude und des Sich-Verschwendens-aus-innerem-Reichtum einer in Blut und Leid erstickten und in Zwietracht zerrissenen Welt verkündete. Nun galt es wieder, ganz von vorne anzufangen, eine ganz neue Welt aufzurichten aus den Trümmern der morsch zusammengestürzten alten. Beim Einzelnen muß diese neue Welt anfangen; jeder Einzelne muß alle Kraft in sich sammeln und sie dann verströmen an die weniger Starken, bis aus der gesammelten Kraft aller ein neues Deutschland der reinen und verantwortungsbewußten Männer und Frauen hervorwachsen kann: das ist der Sinn des „Spiegels".

Persönlichkeit und Gemeinschaft.

Die Gemeinschaft steht im Mittelpunkt des „Nackten Mann": die Gemeinschaft der Bürger von Pforzheim, die sich in höchster Not zusammenschließen gegen ihren Herrn, den Markgrafen Ernst Friedrich von Baden. Aber die Verwirklichung der Gemeinschaft fängt beim Einzelnen an, bei dem Einzelnen, der selbstsicher und in unbedingter Treue gegen sich selbst zum höchsten Einsatz für seine Überzeugung bereit ist.

Um was handelt es sich bei dem Streit zwischen der Stadt und dem Markgrafen, der zu einem Kampf auf Leben und Tod zu werden droht? Um die Frage, ob lutherisch oder calvinisch? Also um den „Bartschnitt der Pfaffen", um einen „Hafenkäs" (N. M. 238), wie der Apotheker Grieninger meint? „Hafenkäs allerdings!" entgegnet ihm der Hauptmann am markgräflichen Hof, Leutnant Gößlin, selbst ein Pforzheimer. „Gerade

darum handelt es sich! Nämlich, ob die Pforzheimer ein Hafenkäs sind, der sich nach jeder beliebenden — Richtung breittreten läßt, oder ob sie Männer von Blut und Eisen sind, für die es einen Punkt gibt, wo sie nicht anders — wollen, ums Verrecken nicht, wie ihr so schön sagt! Darum geht es! — Gewiß, die wandelbaren vergänglichen Dinge groß und wichtig nehmen ist ein Selbstbetrug. Aber — wie dem Kinde das Spielzeug und das Spiel, so sind uns diese Dinge gegeben, und nur sie, damit wir uns an ihnen üben und stärken und im Entscheidungsfalle nicht Quark sind, sondern ganze Menschen! Das Wichtige ist wirklich nicht Luther oder Kalvin oder der Papst in Rom hinten und ihr Hader: das Wichtige bist du, bin ich, ist der Pforzheimer, jeder einzelne, der eben nur an diesem höchst irdischen Stank und Streit sein eigenes unberührbares, unverwüstliches Wesen erkennen und offenbaren kann. Für diesen Moment leben wir. Er ist die Vollendung, die Wiedergeburt, das Weltgericht, die Auferstehung, die Vergottung, — wie man es nur immer genannt hat!" (N. M. 239). Kaum je hat Strauß seine Weltauffassung so klar zusammengefaßt wie hier in diesen Sätzen, von denen aus das ganze Buch seine Deutung empfängt. Es geht in erster Linie um den Einzelnen, darum, daß er ganze Persönlichkeit ist; nur die Persönlichkeit ist gemeinschaftsfähig. Kampf, Bewährung sind der Kern von Strauß' Persönlichkeitsbild. Der Kampf aber wird gänzlich vom Augenblick der Entscheidung, des unbedingten Ja- oder Neinsagens, her ausgelegt. Im Augenblick des Entscheids offenbart sich das Wesen eines Menschen, in dem Augenblick, in dem er *will* und alles seinem Willen unterordnet.

Von solchem Standpunkt aus betrachtet erscheinen nicht die Pforzheimer und der Markgraf als die eigentlichen Gegner, sondern diese und ihnen entgegen der Apotheker und der markgräfliche Rat: Bekennerwille, Sendungsglaube, Kraft, Selbstvertrauen und Entschlossenheit zum Äußersten stehen gegen Lavieren, Nachgeben, Kompromiß, Rücksicht auf das Geld (vgl. N. M. 242)[15]). Grieninger ist der bezeichnend Unentschiedene, Abwägende, der nichts allzu ernst nimmt und bis ans Ende verfolgt, der alle Gegensätze relativiert. Er ist das Urbild des „Bürgers", wie Strauß ihn in „Kreuzungen" und „Hochzeit" geißelt. An seiner Seite steht seine junge Frau, Pela Breitschwert, die den Glauben ihrer Heimat aufgegeben hat, die „kalvinisch geworden" ist und „sehr eifrig tut", — aber eigentlich nur „aus Liebeskummer" (N. M. 52). Losgelöst von der Stadtgemeinschaft geht das Paar seinen Weg. Aber bei Pela erwächst diese Haltung

aus Trotz, beim Apotheker aus knabenhafter Unerprobtheit. Als die beiden ihre Hochzeit feiern, da trifft es sich, daß drohende Kriegsgefahr die Gemüter der Pforzheimer in Erregung versetzt, so daß keine rechte Feststimmung aufkommen will. Mit leisem Spott beobachtet Strauß, wie „Ärger, verletzter Stolz, Übelnehmerei, Groll gegen die Bürgerschaft, deren lutherischer Trotz ihr das Fest störte", Pela durchrinnt „wie eine Säure" (N. M. 163). Bei allem Ernst, mit dem Strauß solchen hemmungslosen Egoismus durchschaut und verurteilt, muß er doch leise lachen, wie sich da in der Nacht der Hochzeitszug vom Festsaal zum Haus des jungen Paares bewegt, mitten durch die erregte kampfbereite Bürgerschaft: „Dünn und kläglich verklangen Fidel und Querpfeife im Lärm der unzähligen Füße und Stimmen, dünn und langsam wand sich das Trüpplein (Hochzeitszug) durch den herabkommenden Menschenstrom und stockte manches Mal: dann beleuchteten die qualmenden Fackeln einen Kreis aufgeregter Gesichter, die ärgerlich dieses friedliche Hochzeitstreiben anstaunten . . ." (N. M. 167 f.). Die bezeichnende Ahnungslosigkeit und Selbstsucht des deutschen „Bürgers" spricht aus dieser Haltung. Aber man spürt, daß es bei beiden nur eines Anstoßes bedarf, um sie auf die rechte Bahn zu bringen; ihre Haltung ist mehr irregeleiteter als böser Wille. Vielleicht hoffte der Dichter, als er diese Gestalten schuf, daß auch der deutsche „Bürger" im Falle einer großen Not zum tatbereiten Manne erwachen und sich zur Gemeinschaft finden würde, wie der Apotheker und seine Frau.

Der Apotheker ist ein Kind in seiner Lebenseinstellung: er ist ja mit seinem „Glauben nie in die Enge gekommen" (N. M. 63). Erst als er durch den listigen Anschlag des Markgrafen auf die Stadt „sich in den Augen seiner Mitbürger als Verräter, als eitles Werkzeug der fürstlichen Tücke" (N. M. 259) fühlen muß, da erwacht in ihm der Mann, da ist ihm „kein Wagestück zu tollkühn und kein Tod zu früh . . ., wenn er sich dadurch rein erweisen könnte . . ." (N. M. 259). Makellose persönliche Ehre ist Vorbedingung der Gemeinschaftsfähigkeit. Ehre geht über das Leben. Dieses hohe Ethos lebt und bekennt besonders auch die Mutter des Apothekers, wenn sie ihre Schwiegertochter tröstet: „Ich habe nur diesen einen Sohn, und wenn ich ihn verliere, kann ich keinen mehr kriegen — wie du einen kriegen wirst — und wie man etwa einen zweiten Mann finden kann oder einen dritten; und doch will ich lieber, daß er heute nacht vom Feinde totgeschossen wird, als daß morgen seine Mitbürger ihm ausweichen!" (N. M. 260).

Nur die selbstsichere Persönlichkeit ist gemeinschaftsfähig und nur aus Freiwilligkeit und Vertrauen erwächst wahre Gemeinschaft. Hier liegt die Gefahr für jede Staatsform, die immer mit einem gewissen Zwang arbeiten muß, und zugleich für die einer solchen Staatsform untergeordnete Persönlichkeit. Zwang reizt entweder zum Widerstand, oder er zerbricht den Menschen, weil er ihn zum Schurken macht. „Ich denke, das Beste, worüber du gebieten könntest, ist der Mann, der seiner sicher ist; dessen Heimliches nur Stolz und Scham ist. Zwinge einen Mann, seinen Glauben zu widerrufen oder zu verbergen — und er hat Schande zu verheimlichen —, ist kein Mann mehr." (N. M. 140) sagt der ehrliche und verständige Gößlin zum Markgrafen. Es ist die gleiche Auffassung, der wir bereits in „Kreuzungen" gegenüber dem Beamtentum begegneten. Der Markgraf glaubt, den Menschen, mit denen er zu tun hat, seine Form aufzwingen zu können, selbst auf die Gefahr hin, daß sie darüber zu Schurken werden. Sie antworten ihm alle in der gleichen Weise: die Pforzheimer mit Widersetzlichkeit, sein Freund Gößlin – ihn hatte er zum Verrat an seiner Vaterstadt zwingen wollen —, indem er sich mit dem Schwert in der Faust von ihm lossagt. Der Markgraf hat wirklich „das Beste und Wichtigste seines Lebens versäumt und vergessen" (N. M. 263): es gelang ihm nicht, Bleibendes zu schaffen, etwas, das ihn überdauert; denn nur, was nach eigenen Gesetzen wachsen kann, hat Bestand, Erzwungenes vergeht mit dem Zwang. So stirbt er einsam, im Bewußtsein, daß sein Leben mißlungen ist.

Im „Nackten Mann" gestaltet Strauß zum ersten Mal das Erlebnis der Volksgemeinschaft. Höchste Einsatzbereitschaft für den Glauben ihrer Väter schließt die Pforzheimer zusammen zu unlösbarer Einheit. Das Erlebnis der Gemeinschaft in Schicksalsverbundenheit und Glauben weckt im Menschen alle guten Kräfte, es erhebt den Einzelnen über sich selbst und über sein kleines und kleinliches Schicksal, wie Strauß das gestaltet, wenn nach dem priesterlosen Gottesdienst, der alle Pforzheimer ihre aus der gemeinsamen Not geborene Gemeinschaft erleben läßt, aus dem Hochgefühl des bedingungslosen Zueinanderstehens eine allgemeine Versöhnung hervorwächst: „So wurden in dieser Stunde viele Nachbarnhändel und Familienfehden begraben, manche vergiftete Freundschaft, manche Untreue wurde frei bekannt und vergeben." (N. M. 107).

Was diese Pforzheimer so eng zusammenschließt, daß ist nicht der zerstörende Trieb der Auflehnung gegen den Landesfürsten, sondern die Treue

gegen den von den Vätern überkommenen Glauben. So wird der Streitfall zwischen Fürst und Stadt zur Auseinandersetzung der Kräfte der Neugestaltung und Umformung aus persönlichkeitsgebundener Machtvollkommenheit mit dem bewahrenden Geist, der in Blut und Geschichte wurzelt. Der Markgraf erkennt das, wenn er für eine leichtere Durchsetzung seiner Pläne wünschen möchte, daß er „das Neue so einschwärzen könnte, als sei es schon bei den Großvätern üblich gewesen!" (N. M. 58). Die Pforzheimer aber fühlen sich stark im Bewußtsein ihrer Verwurzelung in der Vergangenheit; bis hin zu den Germanen fühlen sie sich eins, wenn es Widerstand gegen das Neue gilt. Die Geschichte wird ihnen zur Kraftquelle und bestärkt sie in ihrer bewahrenden Haltung: „Wie unsere Vorfahren zu Römerzeiten in einer Verzweiflungsschlacht sich mit Ketten aneinanderschlossen, damit keiner weichen könnte und jeder die letzte Kraft aufbieten müßte . . ." (N. M. 116), so wollen sie sich durch einen Schwur der Treue gegen den Gott ihrer Väter aneinander ketten. Mehr noch: die Vergangenheit wird zur lebendigen Gestalt, wenn Wodan selber, der Einäugige, mit dem Schlapphut des Nachts als „nackter Mann" durch die Gassen von Pforzheim schreitet, nahen Krieg ankündigend. Blut und Geschichte sind auch ein stärkeres Band als selbst jahrzehntelange Freundschaft. Das erfährt Gößlin, den seine Freundschaft mit dem Markgrafen in einen Widerstreit zwischen Freundestreue und Heimattreue hineinreißt, und der aus letzten Schmerzen und Notwendigkeiten den Entschluß zur Treue gegen seine Heimat sich abringt.

Was versteht nun Strauß unter Gemeinschaft? Er meint damit kein Getragensein, sondern ein Wirken in der Gemeinschaft und für die Gemeinschaft aus Verantwortungsbewußtsein ihr gegenüber. Der Gemeinschaftsgedanke ist durchwirkt von Strauß' Tatwille. „Alle für einen" (N. M. 136) ist der Grundsatz. Ihm zufolge tritt im „Nackten Mann" ein Religionsausschuß zusammen, der gemeinsam die Verantwortung tragen soll, damit nicht der Bürgermeister oder ein Einzelner sich besonders der Rache des Markgrafen aussetzen müßte. Aber Strauß geht noch einen Schritt über dieses Gemeinschaftsethos hinaus: Im Entscheidungsfall muß der Einzelne, die Persönlichkeit, die Verantwortung tragen. Aus diesem Wissen heraus zeichnet er die prächtige Szene, wie in einem Augenblick, da das Schicksal der Stadt sich entscheiden muß in der Auseinandersetzung mit den markgräflichen Boten, der Bürgermeister Simmerer auf das Rednergerüst hinauftritt: „Er griff, breit dastehend, in die Hosen-

tasche und zog seine Bürgermeisterkette heraus, er nahm den Hut ab und legte die Kette um den Hals, er bedeckte sich wieder, drückte mit der Hand die Henkelmünze auf seine gewölbte Brust . . ." (N. M. 214) und dann spricht er zu den Boten des Markgrafen und den Bürgern der Stadt. Und: „Die Bürgerschaft brüllte ihren Beifall. Sie war nicht nur mit dem Inhalt und der Entschiedenheit der Rede einverstanden, sie war zumal gepackt und stolz entflammt von der vielsagenden Gebärde des Mannes, der durch das Umhängen der Amtskette sagte, daß er jetzt nicht mehr als anonymes Ausschußmitglied, sondern als Einzelner und zugleich Verantwortlichster hinstehe". (N. M. 216). Strauß ist durchgebrochen zum germanischen Prinzip von Führer und Gefolgschaft, und zur Idee der Gemeinschaft: nicht nur alle für einen, sondern auch einer für alle!

Das Gemeinschaftserlebnis hat den Dichter jetzt allmächtig ergriffen und läßt ihn Szenen gestalten, die im Zusammenhang der Geschehnisse fast verschwinden, die sich aber bei näherer Betrachtung in große Tiefen öffnen. Da hat sich die Bürgerschaft der Stadt durch den Religionseid zusammengelobt, ein verantwortlicher Ausschuß ist gewählt worden, und nun ruft man nach Schober, dem Goldschmied, daß er ein Siegel für diesen Ausschuß verfertige. „‚Ein Siegel? — 's ist recht!' und wollte, als wäre nun alles gesagt, wieder abziehen. ‚Halt!' rief der Bürgermeister, ‚du weißt ja weiter noch gar nichts!' ‚Ich weiß schon, was ich mach!' erwiderte er und blinzelte am Bürgermeister vorbei. ‚Ja, das weißt du immer!' sprach nickend und lachend der Bürgermeister. ‚Es soll euch nichts kosten!' wehrte der Goldschmied mit feinem Lächeln ab. ‚Ich schenk' es euch. Aber ich mach', was ich will.' Er wandte sich wieder. ‚Ja, was willst du denn machen, Jerg?' fragte Simmerer . . . ‚Die Auferstehung!' sprach Schober, indem er die armen Augen aufriß und mit dem Zeigefinger in die Luft zeichnete . . . Er nickte und drängte sich durch die Menge nach der andern Seite des Marktplatzes. Gesenkten Kopfes und des Weges nicht achtend trollte er dahin, er kniff die Augen zusammen und runzelte die Stirn im Bemühen, das ihm aufgegangene Bild festzuhalten . . ." (N. M. 119 f.). Eine kleine Szene, aber wie viel sagt sie aus über das Verhältnis des Künstlers zur Gemeinschaft! Der Künstler empfängt den Anruf aus dem Gemeinschaftserlebnis, eine Vision zeigt ihm das Kunstwerk, das er schaffen muß — und nun geht er an die Ausführung als autonome Persönlichkeit, ohne sich beirren und behindern zu lassen: „Ich mach' was ich will": ganz Glied, ganz gemeinschaftsgebunden und zugleich ganz persönlichkeitsbetont.

So erscheint der Goldschmied als das innigste Symbol des Gemeinschaftserlebnisses Strauß'.

Es ist kein Zufall, daß sich dem Dichter gerade am Künstler (Goldschmied; vgl. auch oben Heiner, S. 32 f.) und am Politiker (Bürgermeister) das Gemeinschaftserlebnis erschließt. Gemeinschaft ist für Strauß kein statischer Seinsverhalt, sondern eine Lebensenergie, die sich im Wirken bestätigt; und zwar handelt nicht die Gemeinschaft als solche, sondern sie handelt durch den Einzelnen, dem sie den Auftrag gibt. Gerade beim Politiker und beim Künstler ist dieses Handeln aus der Berufung durch die Gemeinschaft am sinnfälligsten, gerade an ihnen offenbart sich die Synthese von Persönlichkeit und Gemeinschaft am ersichtlichsten als ein Verhältnis wechselseitiger Bedingtheit und Befruchtung. Am Anfang steht die Persönlichkeit, die sich zur Gemeinschaft entschließt und diese durch ihr Handeln lebendig erhält, und die sich aus der Gemeinschaft wieder emporringt mit nun gesteigertem Wert, als verantwortlicher Führer und Willensträger der Gemeinschaft.

Auseinandersetzungen mit dem Christentum und religiöses Erlebnis.

Auf Strauß' christlich-religiöse Vorstellungen müssen wir näher eingehen. Für Strauß sind Leben, Philosophie und Religion garnicht zu trennen, und sein Christus- und Gottesglaube, wie er aus seiner Auseinandersetzung mit dem Christentum hervorging, fügt sich widerspruchslos ein in seine Anschauung von der Persönlichkeit und ihren Aufgaben im Lebenszusammenhang und gibt diesem Bild erst die letzte Tiefe. Strauß ist „im Glauben an den alleinseligmachenden evangelischen Kirchenchristenglauben aufgewachsen" (E. rel. E. 349). Es war ihm „selbstverständlich Pflicht wie Sehnsucht, das Christentum als die Religion, die von meinem Volk nun einmal angenommen und zu besonderer Form ausgebildet worden war, mir auch anzueignen und zu der mir möglichen Form zu bringen. Das schien mir leichter als es sich erwies . . ." (E. rel. E. 351). Es entspricht Strauß' Glauben an die Eigenständigkeit der Persönlichkeit, daß Religion für ihn nicht so sehr Gnade und Offenbarung, als vielmehr Herauskristallisierung und Betätigung ursprünglicher Anlage des Menschen bedeutet. Jedem Menschen gehört eine eigene Form der Religion zu, die ihm eingeboren ist, die er aber meist erst im Laufe seines Lebens erkennt (vgl. N. M. 63). D e n wahren Glauben gibt es nicht; wahrer Glaube ist

immer etwas ganz Persönliches, Einmaliges. „Jeder Mensch ist anders und hat eine andere Vorstellung von Gott" (Rsp. 979).

Christentum ist für Strauß nicht eine Frage der Lehrsätze und Sakramente, sondern zunächst Auseinandersetzung mit der Persönlichkeit Jesu. „Er fühlte sich von Christus unablösbar ergriffen . . ." (Sp. 94) wie Josef in „Spiegel". Christus war, nach Strauß' Auffassung, Mensch (vgl. G. 127), „. . . ein Mensch von . . . reinem und starkem Gefühl und von . . . klarer und tiefer Erkenntnis . . ." (G. 126). Sein Leben hat nur den einen Sinn, sein eigenes Wesen und seine Sendung zu erkennen und ihnen treu zu bleiben in äußerster Bewährung. So ist Christi ganzes Ringen ein Ringen „um den Willen Gottes, um die Klärung und Erkenntnis der letzten Notwendigkeit seines Wesens und seiner Sendung" (G. 126). In dem Bewußtsein, daß er „das Seine gesagt und gewirkt und gelebt" habe (G. 127), geht Christus aus „stolzer Bereitschaft zur höchsten Probe" (G. 126) in den Tod, nachdem er im Garten Gethsemane wieder und wieder den Kampf zwischen Geist und Fleisch in sich ausgetragen hatte, „bis er mit sich einig war, bis der Wille des Leibes im Willen des Geistes gänzlich aufging, bis sein Tod nur die göttliche Steigerung, die Vollendung seines Lebens war, — kein Opfer!" (G. 125). Christus am Kreuz ist nicht Opferlamm, sondern der Mensch, der in äußerster Bewährung der Welt standhält. Den göttlichen Helden sieht Strauß in Christus, der mit seinem Tode besiegelte, was er durch sein Leben die Menschen zu lehren gesucht hatte, der durch das Beispiel seines heroischen Lebens und Sterbens auch in uns die Kräfte der Selbstbewährung und der Hingabe wecken kann.

Nicht den Erlöser sieht Strauß in Christus! Fremd und unverständlich ist seiner weltbejahenden Haltung der Schrei nach Erlösung. Strauß kennt das Schicksal und den Kampf dagegen. Kampf und Arbeit sind ihm die Werte des Lebens und die eigentliche Aufgabe des menschlichen Seins. Unzugänglich und wesensfremd ist ihm eine Auffassung, die Arbeit und Kampf als Zwang, als Last empfindet, die im Diesseits nur eine möglichst bald abzuschüttelnde Prüfung für eine kommende jenseitige Herrlichkeit sieht. Wie der Apotheker im „Nackten Mann", so hat auch Strauß „. . . für die Erlösung durch Christi Blut kein Verständnis. Hier sind wir auf einer ganz erträglichen Erde und haben den Trieb, sie immer erträglicher und wohnlicher zu machen und möglichst viel aus dem Boden und aus

unserm Kopf und Herzen herauszuziehen. Das sind' ich schön, das gefällt mir, davon brauch' ich nicht erlöst zu werden." (N. M. 47). Kampf ist die Uräußerung des Lebens, wie es sich Strauß darstellt, und Bewährung ist des Menschen höchster Sieg. Von dieser Auffassung her wird jede Erlösung als unnötig, als Ausweichen abgelehnt.

Von dieser Aufforderung her erfahren aber auch Askese und Klosterwesen gleiche Ablehnung. Die Heiligen zerstören ihr wahres Menschentum, indem sie ihren Körper vernachlässigen, ihre geistigen Gaben ungenutzt verkümmern lassen oder sie unterdrücken. (Vgl. G. 106). Gott aber verlangt nicht Opfer sondern Hingabe, nicht Halbheit sondern „. . . den ganzen Menschen mitsamt allen seinen Kräften und Gaben!" (Sp. 132). Auch im Klosterwesen sieht Strauß eine Bedrohung für die Persönlichkeit, da der Einzelne im Kloster vor allen Gefahren geschützt ist, die seinen Willen und seine Bewährung herausfordern würden, er also sein Wesen und seine verborgenen Kräfte und Fähigkeiten nie kennen lernen, geschweige denn entfalten kann (vgl. Spiegel 178). Dazu kommt, daß das Kloster an die Stelle des Wirkens als Ziel setzt „. . . eine beseligende Zurückdrängung in sich und Hindrängung zu Gott. Man flüchte aus der Welt in die Kirche, aus der Kirche zu Gott." (Sp. 101). Strauß aber verurteilt vom Standpunkt seines Gemeinschaftsethos aus jede Weltabkehr, die sich der menschlichen Gemeinschaft entzieht, strebend nach der eigenen Seligkeit (vgl. Sp. 36 ff.; ferner die Sage vom „heiligen Grieninger" N. M. 49 ff.).

Christentum heißt für Strauß Nachfolge Christi; das heißt, Christentum ist für ihn Haltung, nicht Glaubenslehre; vita activa, nicht vita contemplativa: „Die (Nachfolge Christi) aber kann nicht beschauliche Ruhe sein, sondern Wirken." (Sp. 116 f.); sie kann nicht in der Weltabgeschiedenheit des Klosters geleistet werden, sondern nur in ernstem Lebenskampf. Wo die Kirche Wirken verlangt, da richtet es sich auf das eigene Seelenheil und allenfalls auf die „Menschheit" (Sp. 101), richtet sich auf das „Himmelreich" (Sp. 104) als ein Unbekanntes und Zukünftiges. Strauß aber will wie Josef „. . . hier auf Erden seinen christlichen besonderen, persönlichen Weg wissen und mit allen wachen Gedanken und Kräften verfolgen" (Sp. 105). Er bemüht sich, „die christliche Gestalt eines Menschen, wie er sie fühlte, aus sich herauszustellen . . ." (Sp. 180). Die Verheißungen, die die Kirche den Gläubigen zusichert, kümmern ihn

nicht. Was ihn antreibt, ist „der Ruf, der zu werden, der er sein sollte und konnte" (Sp. 97), ist die Forderung zur Bildung der ganzen Persönlichkeit.

Diese Haltung ist christlich nur insoweit, als sie in Christus Führer und Vorbild anerkennt. Wir mögen sie eher „künstlerisch" nennen, im Sinne des Rembrandtdeutschen, der sagt: „Selbstverleugnung ist die Losung des Christen, Selbstbetätigung ist die Losung des Künstlers". (Rembrandt als Erzieher, S. 62). „Jede Tätigkeit, in ihrer Vollendung, wird zur Kunst." (Rembrandt als Erzieher S. 230). Daß Strauß die gleiche Auffassung vertritt, vom Rembrandtdeutschen vielleicht direkt beeinflußt ist, zeigen die Worte: „Er war noch zu jung, als daß er eingesehen hätte, es treibe oft in der einfachen Lebensführung ein echterer, wirksamerer Kunstwert als in den bedeutendsten Opern und Bildern . . ." (Fr. H. 207 f.).

Es handelt sich zunächst um den Einzelnen. Hat er erst sein wesensgemäßes Ziel und seine Form gefunden, dann kann und muß er denen, die schwächer sind als er, Wegweiser und Helfer sein (vgl. Sp. 95). Es ist das gleiche Ethos von der Führerberufung der Persönlichkeit, wie schon „Kreuzungen" und „Hochzeit" es verkündeten. Zur ganzen Persönlichkeit kann nur der sich heranbilden, der das Leben als Ganzheit nimmt, der Christ ist und zugleich fest in der Welt wurzelt. Darum wird die Frage des Berufes hier so bedeutungsvoll. Christentum im Strauß'schen Sinn heißt nicht Beruf oder Nachfolge Christi, oder, für Josef, Musik oder Verzicht auf Kunst und Wissenschaft im Namen des Heilands: Christentum heißt „. . . unter tätigen Menschen tätig sein . . . für Menschen, die ich sehe, statt für die Kirche zu arbeiten . . ." (Sp. 159), heißt fest im Leben stehen und einen Beruf ausfüllen, und zwar als Nachfolge Christi: „Nun sind meine zwei Aufgaben, die Pflicht gegen Gott oder mich selbst und die gegen die Welt klar und klar verflochten und jede fördert und reinigt die andere: die christliche, die Beseelung und Vollendung der eigenen Person, die musikalische, im Dienste der großen Meister die Beseelung der Welt." (Sp. 157). Die lebendige Arbeit in der Welt mit ihren stets neuen Aufgaben und der Notwendigkeit einer fortwährenden Auseinandersetzung mit anderen Menschen gibt Josef erst „. . . das Gefühl und die Ruhe des Verpflochtenseins in sein Volk zurück, wie er's bedurfte." (Sp. 170). In diesen Worten ist nun ganz klar der Gegensatz zur Lebenseinstellung der christlichen Kirche, wie der Pater Lehrmeister sie

vertritt, ausgesprochen. Die Kirche will die „Menschheit" (Sp. 101), Strauß aber will das Volk. Die erschütternden Erlebnisse der Kriegsjahre offenbarten es ihm mit letzter Klarheit, daß der Einzelne nicht in erster Linie Mensch ist, der die Welt fliehen und sich nur geistig einsetzen soll zugunsten einer gedachten Menschheit, die sich in der Anschauung der Kirche darstellt als Summe aller vor Gott gleichen Seelen, daß vielmehr der Einzelne in erster Linie Angehöriger seines Volkes und als solcher verpflichtet ist, durch unbedingten Einsatz aller Kräfte für Größe und Einheit seines Vaterlandes zu wirken, und dadurch selbst die Vollendung als Persönlichkeit zu finden.

Strauß kommt zu einer ganz persönlichen Religionsform, die nicht mehr Christentum zu nennen ist, sondern nur noch Religion, Glaube, der „. . . kein Symbol und kein Kennwort hatte" (Rsp. 304). „. . . alle Kritik, ja die völlige Auflösung des christlichen Glaubens hat meines Erinnerns niemals den geringsten Einfluß auf meine sittliche Haltung gehabt; diese zog ihre Kraft aus einem anderen geheimen Brunnen. Der christliche Glaube verging als ein nicht mehr deckender Ausdruck des Bestimmenden", erzählt Strauß in „Erste religiöse Eindrücke" von sich selbst (S. 354 f.. Wir hatten gesehen, daß Christentum für Strauß nicht Lehre, sondern Haltung bedeutet. Die christliche Haltung, zu der Josef sich durchringt, schöpft ihre Kraft aus dem gleichen „geheimen Brunnen", wie Strauß' „sittliche Haltung". Worte des Dichters über das eigene religiöse Erlebnis deuten die Richtung an, in der wir den Ursprung seiner „Haltung" zu suchen haben. In „Erste religiöse Eindrücke" sagt Strauß, daß er „. . . nicht nach Erlösung verlangte, weder vom Leben noch vom Übel, sondern nach Klärung, Überwindung, Bewährung, Einswerden mit dem göttlichen Trieb in mir selbst . . ." (E. rel. E. 355) und weiter sagt er über Religion, sie sei „. . . Vertrauen, . . . Schicksalsbereitschaft . . . mit dem Ziel einer Erlebung (Ersterbung) des Allwillens, der in mir aus mir meine Form treiben soll . . ." (E. rel. E. 355). Das heißt aber, Gott spricht im Menschen durch sein eingeborenes eigentümliches Wesen. Ja, noch mehr: Gott selbst ist das Wesen des Menschen, seine Seele, das Wertsetzende seines Lebens (vgl. Sp. 157: „. . . Pflicht gegen Gott oder mich selbst . . ."). Nur wenn die Seele brennt und leuchtet, wenn sie in höchster Not um Bewährung ringt, dann ist Gott lebendig: „Gott kann nicht bestehen ohne meine Arbeit; er nimmt ab,

wenn ich ruhe; er verkommt, wenn ich mir's wohl sein lasse!" (Sp. 191). Gott ist nichts, was nur außerhalb des Menschen besteht, sondern in jedem Menschen wird er mitgeboren, als die vorwärtstreibende Unruhe, als das Verlangen nach Verwirklichung eines Wertes über das Bestehende hinaus. Er ist das ewig Bewegende in Leben und Welt: „Gott segnet nicht durch Ruhe und Wohlsein, sondern durch Aufgaben" (Sp. 191).

So erscheint das Wirken, das Kämpfen und Sichbewähren als der gottgesetzte Beruf des Menschen. Der Drang zur Persönlichkeitsbildung, der dem Menschen durch das Bewußtsein seines eigentümlichen Wesens eingeboren ist, erfährt eine ungeheure Vertiefung und Wertsteigerung durch die Verankerung im Religiösen: das Streben nach Persönlichkeitsbildung ist Gottesdienst; Selbstverwirklichung ist Verwirklichung Gottes. Da aber die Persönlichkeit ihre Vollendung erst im Wirken für die Gemeinschaft erfährt, wird das Göttliche als das der Gemeinschaft immanente zielsetzende Prinzip anerkannt: In „Riesenspielzeug" spricht Strauß von der „. . . von Gott vorgesetzten Willensgestalt des deutschen Volkes . . ." (Rsp. 147).

Gott ist nicht nur im Menschen, er ist zugleich unendlich erhaben über ihn. Die mannigfachen Gaben sind in den Menschen gelegt, damit er durch Ahnungen und Erkenntnisse sich hinarbeite zu dem einen Mittelpunkt: Gott (vgl. Sp. 117). Damit offenbart sich Strauß' Gottesauffassung als *Panentheismus* — wie es sich bereits in „Freund Hein" andeutete (vgl. oben S. 30) – : Gott ist im Menschen und in der Natur, und ist doch zugleich unendlich erhaben über die Welt (vgl. G. 105: „Nur im Menschen wird Gott menschlich urteilen, wie im Tier tierisch, — in sich selbst aber, als Gott, überhaupt nicht mehr).

In einer allgöttlichen Welt gibt es kein gesondertes Einzelnes: so findet Strauß vom Religiösen her zu der Alleinheit, wie er sie gesucht hatte, seitdem er die ursprünglich-naive „Allverwebtheit" des Kindes verloren hatte, und wie er sie nun durch die Musik unmittelbar erlebt (vgl. E. rel. E. 367). Religiöses und *künstlerisches Erlebnis* gehen ineinander über und sind nicht voneinander zu trennen. Nicht durch logische Erkenntnis und philosophische Spekulation erringt Strauß das Gefühl der Ganzheit und Einheit des Lebens, sondern durch eine höchste Steigerung der Kräfte der Seele, des Gemütes. In der Musik fühlt er die Möglichkeit seiner Vollendung. Sie versetzt ihn in einen „Zustand der Freiheit und Gewißheit",

der nur als höchstgesteigertes Gefühl erlebbar ist, „nicht in Gedanken übersetzt als geistige Gewißheit erhalten und als Lehre weitergegeben werden" kann (Sp. 116). „Musik! Was ist Musik anderes als Einklang, eine Stimme der Religion! Religion selbst – ? Weiter zurück!" (E. rel. E. 360). Die Musik ist göttlichen Ursprungs und „führt mit dem feinsten Schauer in den göttlichen Mittelpunkt hinein; da ist alle Musik zu Hause . . ." (Sp. 117). „Alles ist voll Ton" (Sp. 62), und dem Reinen und Gläubigen erschließen sich die Beziehungen des Lebens als eine Harmonie, die nicht im Wort, sondern nur in der Musik ausgedrückt werden kann. So ist für Strauß, wie für Josef, Musik „. . . mit der Zeit zum Gleichnis des Lebens geworden, zum einzigen, mir verständlichen und deutbaren Gleichnis." (Sp. 153). Durch sie erfährt er die verpflichtende, beglückende Einheit von Persönlichkeit und Gemeinschaft. Wie eine Stimme im Orchester, so muß die Persönlichkeit sich rein und stark erhalten, sich bewähren allen Angriffen gegenüber und sich zugleich „mit dem empfindlichsten Verständnis und Mitfühlen" den anderen hingeben zur Erreichung „eines einenden, rechtfertigenden und erhöhenden Zieles" (Sp. 155). Damit dieses Ziel erreicht werden kann, muß sich der Einzelne immer neu bewähren und steigern und läutern, immer untrennbarer seine Kräfte zusammenfassen, immer reiner sein Wesen herausformen, bis er im Augenblick höchster Vollendung das Andere, den Gegensatz, in das eigene Ich hineinreißt, eins wird mit ihm, und nun, was früher nur Einzelner, nur Teil war, selbst Einheit, Ganzheit, All ist (vgl. Sp. 155). Dieses „Glück des einigen Gefühls" (Sp. 156) ist nur Gnade seltener Augenblicke der höchsten Lebenssteigerung und nur Preis unerbittlichen Ringens. Es „wird kein Besitz und kein Zustand, sondern es ist ein Geschehen und Wirken, eine Eroberung – wie auch die Erlösung, das Himmelreich in uns, von dem Jesus spricht, immer neu erworben oder geschaffen werden muß und nicht zu einem Zustand wird . . ." (Sp. 156).

Würde Strauß die Musik *nur* als persönliches Innenerlebnis empfinden, dann wäre er über den Standpunkt des „Freund Hein" nicht hinausgekommen. Das Musikalische haben wir als den *einen* Pol des Wesens Strauß' erkannt (vgl. oben S. 7). Aber dieser Trieb bedeutet eine Bedrohung für den Dichter und Menschen: durch die einseitige Gefühlsbeanspruchung verlockt die Musik zur weltflüchtigen Innerlichkeit, sie ist die Seinsform der „zarteren, empfindlicheren Seelen", die „der schonungslosen Berührung der Welt auf die Dauer nicht standhalten" können (Sp.

60). Strauß' Werke zeigen, daß das Musikalische, wo es den Menschen allein beherrscht, den Zug zum Tode in sich trägt. Wir sahen das bei Heiner in „Prinz Widuwitt" und „Freund Hein", wir sehen es in „Spiegel" bei den beiden Schwestern, die den geistigen Tod starben (vgl. Sp. 48ff.). Mit dem „Spiegel" aber hat Strauß sich nun durchgerungen zur Einheit seines Wesens: der musikalische und der willenshaft-kämpferische Trieb, die bisher wechselnd den Dichter beherrschten (vgl. Ew. - Fr. H.), haben sich zu höherer Einheit gefunden und befruchten sich gegenseitig. So wie Strauß durch das Musizieren im Orchester die unlösbare Verkettung von Einzelnem und Gemeinschaft erlebte, so bleibt nun Musik nicht ein rein persönlich-künstlerisches Erlebnis, sondern wird darüber hinaus zur Kraft des Wirkens in der Welt. „Nun sind meine zwei Aufgaben, die Pflicht gegen Gott oder mich selbst und die gegen die Welt klar und klar verflochten und jede fördert und reinigt die andere: die christliche, die Beseelung und Vollendung der eigenen Person, die musikalische, im Dienste der großen Meister der Beseelung der Welt." (Sp. 157). Dieses Hineingestelltsein in die Welt und die stetige Inanspruchnahme aller Kräfte im Bewußtsein der hohen Verantwortlichkeit gegenüber der Gemeinschaft geben Josef erst „das Gefühl und die Ruhe des Verflochtenseins in sein Volk zurück, wie er's bedurfte" (Sp. 170). So führt den Dichter Musik zur verpflichtenden, beglückenden Einheit von Ich und Welt, und im Wirken für das Volk erlebt er die Vollendung und Sinngebung seines Lebens.

Dieses heiße Ringen um letzte Fragen alles Seins und Werdens, das ausging vom Einzelnen und endete bei der Arbeit für die Gemeinschaft des Volkes, war Strauß' Antwort auf Weltbrand und Revolution! Strauß ist erfüllt „von einem Verlangen aus sich heraus, nach Überwindung der Schranken der Persönlichkeit . . .", aber dieses Verlangen ist nicht „. . . Streben ins Unendliche, nie gestillte Sehnsucht", ist kein „Sichverströmen" ins All (Kluckhohn S. 12), wie bei einigen Romantikern, sondern eine Hingabe an die feste Gebundenheit des Volkes durch die Tat.

V.

Vaterland — Schleier — Riesenspielzeug.

Der große Krieg als über dem Ich des Einzelnen stehendes Volksschicksal ist zweifellos für Strauß ein ganz tiefes Erlebnis geworden. Entscheidungen, die von großen Gemeinschaften getragen wurden, hatten bis dahin in das Leben des Dichters nicht eingegriffen. Durch den Weltkrieg und die voraufgegangenen Krisenjahre erlebte er zum ersten Mal Volk als politisch-aktive Gemeinschaft. Das ist das eine Grunderlebnis, aus dem heraus Strauß seine jüngsten Werke schuf: das Drama „Vaterland", den Novellenband „Schleier" und den umfangreichen Roman „Riesenspielzeug"[16]). Dazu kam als eine stets gegenwärtige und immer dringendere Mahnung und Herausforderung an den Dichter die wachsende politische und wirtschaftliche, materielle und seelische Not des deutschen Volkes und prägte Strauß eine immer klarere Form auf.

Was früher als Haltung, als seelischer Untergrund die Werke durchzog, sie als Lebensgefühl überwölbte, was in Vorwurf und Gestaltung sich aussprach, das verlangt nun in den späten Werken immer mehr nach dem Wort: In den Novellen schon vielfach formt es sich zu kristallklaren Sätzen, zu Aphorismen, ja zur Abhandlung man lese z. B. den „Skorpion" oder „Gartenäre"! — und es wird fast zur Tendenz in „Vaterland". Das „Riesenspielzeug" wir dürfen diesen Roman mit Langenbucher zu den „Schicksalsbüchern der deutschen Gegenwartsdichtung" (Langenbucher, Volkh. Dichtung, S. 100) zählen ist eine Abrechnung mit dem Zeitgeschehen und Zeitgeist um die Jahrhundertwende als dem Boden, aus dem Revolution und Zusammenbruch hervorwuchsen, in dem aber schon Kräfte eines neuen, gesunden Wachstums sich regten. Das Buch ist durchaus Bekenntnis: Bekenntnis, das das eigene Fühlen und Erleben enthüllen möchte, nicht so sehr um seiner selbst willen, als vielmehr mit dem Ziel, den deutschen Menschen die Augen zu öffnen für ihre Fehler und Fähigkeiten und für die Grundlagen eines neuen Deutschland. „. . . denn nicht der Arm, nicht die Menge, sondern die Seele siegt!" (V. 37) ruft Sampiero seinen Korsen zu, ermahnt Strauß seine Deutschen. Die Not des Tiefersehens und des Sagenmüssens hämmert Strauß zum politischen Dichter. Darüber hinaus ist das „Riesenspielzeug" eine großgeschaute Zusammenfassung des Weltbildes Strauß', eine Lebensbeichte, die den Denker, Politiker und Nationalökonom und zugleich den gemütstiefen

Menschen Strauß enthüllt. In diesem Alterswerk hat sich nun eine deutliche Verschiebung zugunsten des Gesprächs, der Abhandlung vollzogen, hinter denen das eigentliche epische Geschehen oft zurücktreten muß. Das soll kein Welturteil sein über das „Riesenspielzeug" als Kunstwerk: gerade dieser Roman zeigt Strauß als einen Meister der Menschengestaltung, der Zeichnung von Typen vor allem, die doch bei aller klaren Umrissenheit nie als starre Schemen erscheinen, sondern immer als Menschen der tausend Möglichkeiten.

Synthese von Persönlichkeit und Gemeinschaft. Idee des Volkes.

„Die Einheit mit dem deutschen Volke hatte er in Zeiten des Ungenügens und in Stunden der Prüfung immer vermißt, von ihr hatte er geträumt als von dem Wunder, das seiner äußeren Ziellosigkeit abhelfen werde . . ." (Rsp. 147) sagt Strauß in „Riesenspielzeug" von einem der mit der Problematik des Lebens ringenden jungen Männer — er spricht damit sein eigenes Suchen aus. Durch sein gesamtes Schaffen und Ringen haben wir den Dichter begleitet, haben gesehen, wie ihn das Verhältnis der Persönlichkeit zur Gemeinschaft, vor allem des Volkes, schon früh beschäftigte, wie der Glaube an die Gebundenheit des Einzelnen in „Engelwirt" durchbrach, wie in „Kreuzungen" und „Hochzeit" „Volk" zum ersten Mal genannt wurde als Ziel und Erfüllung der Persönlichkeit. Diese Beziehungen zwischen Einzelnem und Volk haben sich immer mehr vertieft. Strauß ist nun selbst erfüllt von einem „volkspersönlichen Gestaltungswillen" (Rsp. 33): diese etwas eigenwillige Wortprägung verbildlicht die Synthese von höchster Persönlichkeitsbetonung und innigstem Aufgehen in der Gemeinschaft des Volkes, zu der Strauß hingefunden hat. Diese Synthese zu verkünden ist die Aufgabe, die Strauß mit seinen späten Werken, vor allem mit „Vaterland" und „Riesenspielzeug", erfüllen will.

In „Vaterland handelt es sich um die Rechtfertigung des höchsten und unbedingten Einsatzes für das Vaterland. Das Drama ist ganz klar gewachsen auf dem Hintergrund der Nachkriegsjahre. Es war, wie Langenbucher sagt, „. . . die leidenschaftliche Rebellion des Dichters gegen den Geist der Vaterlandslosigkeit und der Friedensliebe um jeden Preis, der in den Regierungen des Reiches und der Länder maßgebend war; gegen die Gleichgültigkeit und Stumpfheit gegenüber den Schicksals- und Lebens-

fragen der Nation . . . in den Massen des Volkes . . .; und es war zugleich das leidenschaftliche Bekenntnis des Deutschen zu seinem Volke, zu dem Kampf um dessen Rettung vor dem Abgrund . . . (Volkh. Dichtg., S. 415)[17]).

Der Kerngedanke des „Riesenspielzeug" ist das Sich-vorwärts-Arbeiten „zu der von Gott vorgesetzten Willensgestalt des deutschen Volkes" (Rsp. 147). Das Erlebnis des Volkes von der bäuerlichen Arbeit her, wie es in diesem Roman eindringlich gestaltet wird, ist ja zu einem guten Teil auch das Erlebnis Strauß'. Es lag zeitlich bei ihm schon lange Jahre zurück — allerdings ist es in den früheren Werken nie in der scharfen Ausprägung und Unbedingtheit ausgesprochen wie im „Riesenspielzeug" – und wir dürfen annehmen, daß die unverhüllte und allgemeine Not des deutschen Volkes nach dem verlorenen Kriege das früher wohl mehr gefühlsmäßig Erfaßte nun erst zum Wissen werden ließ, so daß Strauß erst in diesen Jahren zur vollen gedanklichen Auswertung und dichterischen Formung des Erlebnisses fähig wurde. Noch ein Zweites ist zu beachten: Das „Riesenspielzeug" ist zwar stofflich eine Auseinandersetzung mit der allgemeinen Lebensunsicherheit und Ratlosigkeit des deutschen Menschen in den 90er Jahren (vgl. Anm. 1). Aber war denn nach dem Weltkrieg die Not nicht die gleiche geblieben, nur allgemeiner und schreiender, da durch das aufwühlende Erlebnis des Krieges und den folgenden Zusammenbruch auch die letzten Hüllen von der Zerstörung der deutschen Seele heruntergerissen worden waren? Was vor dem Kriege nur wenige ganz durchschaut und abzuwenden versucht hatten, was die Jugendbewegung wachgerufen, was einzelne Große zu seherischen Dichtern der deutschen Not gehämmert hatte, das war nun zur furchtbaren Gewißheit für alle geworden, die deutsch fühlten. So ist denn auch das „Riesenspielzeug" nicht bloß ein selbstbiographisches Werk, in der dritten Person erzählt, sondern eine Auseinandersetzung mit gegenwärtigen Problemen und eine Frucht der durch das Erleben der Kriegs- und Nachkriegsjahre geweckten und ausgeprägten Erkenntnisse.

Im „Riesenspielzeug" gestaltet Strauß noch einmal seine *ganzheitliche Weltauffassung*, durch die er die Krankheit seines Jahrhunderts, nämlich die Überwertung des reinen Geistes auf der einen und des rein Sinnlichen auf der anderen Seite, zu überwinden sucht. Von jedem Einzelnen verlangt er, daß er „Hand, Hirn und Herz" sei (Rsp.

181). Übertragen auf die Gemeinschaft heißt die Forderung: Synthese von Idee und Tat[18]).

Dieses Ringen um Ganzheit hat Gestalt gewonnen in Dr. Haugh. Unsicher und ziellos inmitten der allgemeinen Unsicherheit und Zielllosigkeit seiner Zeit, läßt sich Haugh durch den Brief eines Freundes verlocken, jenes Gut am Oberrhein zu besuchen, wo eine kleine Schar reformstrebiger Männer und Frauen versucht, eine neue Gemeinschaftsform auf der Grundlage der Bauernarbeit zu leben. Es ist zunächst nicht eigentlich die Landwirtschaft, die ihn lockt, sondern „. . . das — Unbestimmte, — die Möglichkeit, in der mir bisher doch unbekannt gebliebenen Weglosigkeit — oder — Allwegsamkeit des Lebens . . . meinen Weg zu finden . . ." (Rsp. 46). Aber schon am ersten Tag wird er von der Macht des unnachgiebigen Arbeitsrhythmus ergriffen: die Arbeit als gemeinschaftsbildende Kraft! Er bleibt und wächst mit all seinen Kräften hinein in den Kreislauf des bäuerlichen Jahres. Stück für Stück eignet er sich dieses neue Wesen an. Den ersten selbstgepflügten und selbstgesäten Acker empfindet er als ein „Stück von ihm" (Rsp. 154) — „Er war nicht mehr von diesem Erdboden zu trennen!" (Rsp. 154). Ein religiöser Schauer durchglüht ihn, als er sein Werk überblickt. Aus der Einheit mit der Natur aber wächst ihm zu, was er in Wissenschaft und Politik vergeblich gesucht hatte: die Einheit mit seinem Volke, das Bewußtsein, verantwortlich mitzuarbeiten an der großen Gemeinschaft.

Um diese „große Gemeinschaft" aber geht es Strauß in seinem „Riesenspielzeug"; den jenes Versuchsgut soll ja nur gleichsam eine Urform, eine Zelle des Volkes sein. Schon sehr bald wird jedoch die Problematik dieses Versuches offenbar: er droht zu zerbrechen an dem Auseinanderklaffen von Idee und Tatbereitschaft. Es fehlt der Eine, der verantwortlich führt. Hasenstab hat zwar großzügig sein Gut zur Verfügung gestellt, aber ihm fehlt bei aller ‚geistigen Neugier und Anregsamkeit" (Rsp. 873) der Arbeitswille: andere führen durch, was er plant; die Führung geht unmerklich auf die über, die e r leiten sollte. Das treibt ihn in eine wachsende Erbitterung hinein, so daß schon sehr bald sein Entschluß sich bildet, den Versuch nach Ablauf der vereinbarten Jahresfrist wieder aufzugeben. Noch ein Zweites bedroht die „Arbeitsgenossenschaft" (Rsp. 138): „Unsere Sache ist einigermaßen parador! Sie wendet sich an sogenannte Idealisten; aber nur der Realist, der echte Praktiker wird sie auf die Beine stellen können . . ." (Rsp. 244) sagt Jerg, und mit Recht: Der ehrlichste

Wille kann mangelnde Erfahrung nicht ersetzen, und Hasenstab ist alles andere als ein erfahrener Landwirt: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen, — da baut der Herr nicht, nicht der Hasenstab und auch kein anderer! 's ist kein Aug über der Sach." (Rsp. 361). Die Hirzenbäuerin, die aus der gewachsenen Sicherheit und Geschlossenheit ihres altererbten Hofes kommt, erfaßt sofort, warum es mit dem Gut nicht recht klappen will. Überhaupt zeichnet Strauß mit feiner Kunst den Gegensatz zwischen der fest in ihrem Bauerntum wurzelnden Hirzenbäuerin und ihrer ebenso kernechten Tochter Berta einerseits und den zum Teil ehrlich wollenden und arbeitenden, zum Teil aber auch nur etwas gereizt reformstrebigen und jeder ernsten Arbeit scheu ausweichenden Schloßleuten, den Gegensatz zwischen dem uralten Schwarzwälder Bauerngut, dem Hirzenhof, und dem Versuchsgut der Schloßleute. Und ebenso fein und symbolkräftig ist die Lösung, die Strauß für die Problematik des „Riesenspielzeug" findet: Haugh wird das Gut übernehmen und Berta wird ihm als Gattin zur Seite stehen: Synthese des wurzelechten Bauerntums und des Versuches einer entwurzelten Zeit, in ehrlicher Arbeit wieder anzuknüpfen an die Kräfte lebendigen Volkstums, wie Strauß sie, nach seinen eigenen Erlebnissen, im Bauerntum noch bewahrt sah.

In „Riesenspielzeug" steht im Mittelpunkt eine Gruppe bunt zusammengewürfelter Männer und Frauen. Dürfen wir von einer „Gemeinschaft" reden? Haugh, Jerg und Jörg sind schon lange durch enge Freundschaft verbunden. Aber sonst spüren wir wenig von Gemeinschaft: Hasenstab fehlen alle Eigenschaften eines verantwortungsbewußten Führers und das Schwinden seiner Autorität vergrämt ihn und läßt ihn schon sehr bald an Aufgabe des Versuchs denken. Seine Frau ist zuerst eine mit Standesdünkel belastete, etwas wehleidige Dame; aber eine schwere seelische Erschütterung weckt ihre echte Fraulichkeit und Mütterlichkeit. Mary, das verantwortungslose, kokette junge Mädchen, und Kohler, der geborene Anarchist, der bewußt jede Gemeinschaft sprengen will — „Mir glaub ich, ich tu was mir gefällt, und pfeif auf alles andre" (Rsp. 315) — sie scheiden von selbst aus. Und die anderen alle? Eine Antwort geben uns die letzten Zeilen des Buches: Haugh und seine junge Frau werden das Gut übernehmen, Jerg und Jörg und James, alle, die vorher dabei waren, sogar der ewig nörgelnde Angebrannt, sie wollen alle weiter mitmachen. Nur Hasenstab und seine Frau werden das Gut verlassen: „. . . aber wir

—?' fragte Jerg, ‚wie sollen wirs machen ohne Frau Hasenstab? die unser Trost war im Leben und im Sterben?!' Alle schauten betroffen". (Rsp. 989). Diese letzten drei Worte sagen alles: Die Menschen, die hier ein Jahr lang zusammen arbeiteten, sind wirklich zusammengewachsen zu einer Gemeinschaft, und jedes ausscheidende Glied hinterläßt eine spürbare Lücke.

Eine Fülle von Motiven hat Strauß in das „Riesenspielzeug" gebannt. Der Weg vom Individuum zur Persönlichkeit und zur Gemeinschaft: das ist *ein* Motiv des Romans; der Weg von Ziellosigkeit und Entwurzelung zur tätigen Mitarbeit am Leben des Volkes, ist ein zweites; das Herauswachsen eines auf das Ganze gerichteten Gemeinschaftsgeistes aus den Kräften gesunden Bauerntums, die Neugeburt des deutschen Volksgeistes aus dem Erlebnis des Bodens, die Überwindung einer Überwertung des Rationalen durch die Kräfte des Gemütes und der Seele — es ist unmöglich die Motive einzeln aufzuzählen, die allein das epische Geschehen durchpulsen. Noch weniger möglich ist es, der Fülle von Problemen gerecht zu werden, die Dialog und Abhandlung aufrollen. Es mögen darum im folgenden nur einige wenige Punkte aus dem „Riesenspielzeug" herausgegriffen und betrachtet werden, unter Heranziehung der anderen späten Werke.

Verschiedentlich wird in diesen späten Werken noch einmal das *ethische Problem* behandelt, das wir ja als einen Kern des Strauß'schen Persönlichkeits- und Weltbildes erkannten.

Nach wie vor steht das Gebot Pindars: „werde, was du bist!" (G. 93) als Leitwort über dem Leben Strauß' wie über dem seiner Menschen. Ich habe oben dargelegt (S. 54 f.), daß dieser Trieb zur Persönlichkeitsbildung Ausfluß des Göttlichen ist, das heißt, daß der Mensch als ein Wesen, dem Persönlichkeitsbildung als Ziel aufgegeben ist, im Göttlichen verankert ist. Gesetz und Maßstab seines Handelns aber schafft er selber: Ethik, die Abgrenzung von Recht und Unrecht, ist eine Setzung des Menschen. Damit scheint Strauß einen Dualismus von Sittlichkeit und Religion (als dem Bereich des Göttlichen) herauszustellen. Er sagt ja auch ganz klar: „Durch unsere sittliche Anschauungsform ist Gott nicht zu schauen." (G. 104). Aber diesen scheinbaren Dualismus löst Strauß selbst auf in einer höheren Einheit: Gott ist das zielsetzende Prinzip im Menschen; den Weg zur Erreichung und Verwirklichung dieses Zieles aber be-

stimmt der Mensch durch Schaffung seiner persönlichen Ethik. Damit gelangt Strauß zur Synthese von Willensfreiheit und Bestimmung durch göttlichen Willen: der Mensch als Schöpfer seiner eigenen Sittlichkeit ist frei – er ist gebunden an den göttlichen Willen durch sein eigentümliches Wesen und dessen Zielsetzung.

Mit der Schöpfung der Sittlichkeit und dem Kampf um sie wird der Mensch erst zum Menschen. „Wer die sittliche Aufgabe und Arbeit verneint, der verneint den Menschen . . ." (G. 105). Die Sittlichkeit ist „. . . das weiteste und höchste Reich des Menschen, kein Wille, keine Phantasie trägt über ihre Grenzen". (G. 104). Sie hat keine absolute Existenz, sie besteht nur durch den Menschen, der sie schafft in jeder Handlung und in jedem Augenblick. Die Schaffung einer Wertwelt ist gebunden an Vernunft und Gemüt und damit Geschlechtscharakter des Menschen. Er allein unter allen Geschöpfen ist fähig, einen Wert aus sich herauszustellen, der größer ist als er selbst, und dem er nachstrebt. Außerhalb des Menschen gibt es keine Sittlichkeit, außerhalb des Menschen gelten ihre Begriffe Gut und Böse, Recht und Unrecht, Schuld und Unschuld nicht. Das Naturreich ist wertfrei (vgl. G. 104). „. . . das Leben hat an sich keinen Sinn, den müssen wir schaffen!" (Rsp. 258).

Der Mensch lebt in der Spannung Trieb — Zucht. Das Tier ist Einheit, ist nur Trieb. Es ist aber das Wesen des Menschen, daß „der Trieb nicht im Blute bleibt und das Blut zur Ausführung treibt — wie im Tier sondern daß der Trieb aus dem Blut als Gedanke aufsteigt und als Gedanke bezwungen werden kann!" (Rsp. 780). Der Mensch, der wider die Sittlichkeit handelt, sagt seinem Menschenvorrecht auf und flüchtet zurück in die Natur, ja, er sinkt unter das Tier; denn auch das Unsittliche ist nicht in der Natur (vgl. G. 104 f.): „Und ein Mensch ohne Zucht ist noch minder als ein Tier". (Rsp. 830). „Zucht" ist die Forderung, die Strauß mit besonderer Eindringlichkeit an die Persönlichkeit stellt in einer Zeit des schrankenlosen Individualismus und des Verfalls der Sitten, die sich im deutschen Leben nach dem Zusammenbruch des großen Krieges immer zerstörender auswirkten. Strauß sieht voll Verachtung auf die, die sich „. . . zu den Trieben bekennen"; wie die ganz Geistreichen sagen . . ." (G. 105), die dem Trieb, besonders dem des Geschlechtes, blind und ohne Widerstand sich hingeben. Zucht ist der Wert, den er in seine Zeit wirft als die Grundforderung für ein neues und vertieftes Leben – als Grundforderung für ein Leben in der Gemeinschaft[19]. Als Individual-

ethik haben wir Strauß' sittliche Einstellung bezeichnet: die Ethik, die der Mensch sich bestimmt, erhält aber nur Wert, wenn sie von der Gemeinschaft anerkannt und in ihr wirksam wird. Diese Ausrichtung auf die Gemeinschaft schwingt aber bei „Zucht" mit.

Wie die Sittlichkeit für jeden Menschen verschieden ist, so ist sie — entsprechend - für jedes Volk verschieden: „. . . kümmerlich bei kümmerlichen Völkern, friedlich, bequem, idyllisch bei schwunglosen Völkern; bei leidenschaftlichen, kühnen, erobernden Völkern ist sie der reinste, feinste, alles überduftende Duft ihrer Blüte, das Alles übertröstende Wunderlicht ihres Feuers, die lösende und einende Musik des Kampfes selbst, — des erbarmungslosesten Kampfes!" (G. 105). Wie die Sittlichkeit für den Einzelmenschen das eigentlich Vorwärtstreibende ist, so ist sie es auch für das ganze Volk: doch erscheint die Sittlichkeit, auf das Volk bezogen, unter anderem Namen, als Konvention. Dieser Begriff, den Strauß in „Kreuzungen" und Hochzeit" als persönlichkeitsfeindlich bekämpft hatte, erhält nun vom Volksgedanken aus neuen Gehalt. Konvention erwächst aus Zucht, und zwar dort, wo starke, natürliche Menschen ihre Grundtriebe nicht verkümmern lassen zugunsten einer nützlichen Durchschnittlichkeit, sondern sie in Zucht nehmen. In diesem Sinne könnten wir Konvention eher umschreiben mit „Gemeinschaftssittlichkeit". Konvention in diesem Sinn ist die Vorbedingung jeder höheren Kultur: „Ohne den Naturtrieb der Zucht, also auch Konvention, wären wir heute noch Australneger". (Rsp. 227).

An den engsten, vom Menschen direkt erlebbaren Beziehungen (Freundschaft, Liebe, Familie usw.) offenbarte sich Strauß zuerst das Geheimnis der „Gemeinschaft". Später griff dieses Gefühl weiter aus, umfaßte schließlich Volk und Menschheit. Aber immer gleich blieb die Hochachtung vor der Liebe als der Urform einer Bereitschaft zum Du.

Streng scheidet Strauß die Lust von der Liebe. Die Lust „als eine Not der Natur" (Sk. 206) genießt frei, was die Gunst der Stunde ihr bietet. Sie ist das fortwährend sich Verändernde, sie ist Mannigfaltigkeit, Zersplitterung und Vergänglichkeit.

Die Liebe dagegen — „sagenhaftes Schicksal der Seele" (Sk. 206) nennt sie Strauß wächst mit mythischer Kraft und Unerbittlichkeit aus dem Leben des Starken hervor, der auf jede Abfindung, jedes Einstweilen verzichtet, dessen Leben „. . . in einer einzigen Flamme brennt, anstatt or-

deutlich mit einem Dutzend Irrlichter herumzufackeln." (D. P. II 137). Das Leben des Starken und Reinen ist eine einzige Kraftanspannung, ein einziges zielstrebiges Wollen; alles Erleben wächst zusammen zu dem einen Inbild, das die Seele ausfüllt, das stets reicher und fülliger und tiefer wird, das im Menschen selbst „Urteil, Wunsch und Wahl bestimmt" (Bes. 187), bis es ihn hinführt zu der einen Frau, dem einen Mann, die einander zugehören „wie die zwei Hälften des Mondes" (D. P. II 59). Eine solche Liebe zwischen Mann und Frau hat nichts vom Gleißen und Verschwimmen des Zufälligen: sie ist schicksalgebundenes Müssen, wie Strauß es mit dämonischer Unerbittlichkeit in „Don Pedro II" gestaltet[20]. Mann und Frau leben, auch längst ehe sie einander finden, unbewußt aufeinander zu; sie kommen sich immer näher und wenn sie zusammentreffen, dann ist es, wie Strauß es von dem Königssohn sagt: „. . . er erblickt die Königstochter und erkennt in ihr, die er noch nie gesehen, die ihm von jeher Vertraute." (Sk. 302). Für zwei Menschen, die so aufeinander zugewachsen sind, gibt es keine Trennung mehr, selbst der Tod bringt für sie keine Veränderung. Am ergreifendsten verkündet Strauß diesen Mythos der Liebe in „Don Pedro II", wo Don Pedro von der Ehe seiner Eltern spricht: „Neun harte Jahre warb mein Vater um sie, wartete sie auf ihn, der durch Kriege zog und über Meere fuhr, um sie zu gewinnen. Dann waren sie endlich vereint, fünf Jahre lang, eine Ewigkeit einen Augenblick waren sie eins wie die zwei Hälften des Mondes und vergaßen viel. Dann starb er und sie sind immer noch vereint wie der halbe Mond mit der Hälfte, die du nicht siehst." (D. P. II 59).

Durch Strauß' Gestaltung erhält die Liebe wieder Wert und Würde und mit ihr ihre Hauptträgerin, die Frau. Niemals sah Strauß in der Frau die Lockspeise der Unterwelt, wie sie etwa als Lulu in Wedekinds „Erdgeist" die Männer betört und zerstört. Es ist aufschlußreich und bezeichnend für die innere Entwicklung des Dichters, wie sich das Frauenbild in seinen Werken wandelt. Am Anfang seiner Menschengestaltung stehen die Traumwandler, steht die märchenzarte Christel, die in ihrer Reinheit und Unschuld durch das Leben schreitet, unberührbar für jeden Schmutz, jede Gemeinheit, und die in Ekel zu zerbrechen droht, als unheilige Hände roh nach ihrem Kinderglauben greifen. „Don Pedro" zeigt Frauen, leidenschaftlich im Lieben wie im Hassen, aber ohne eigentliche Lebens- und Liebeswärme. Die Agathe in „Engelwirt" ist ein Mensch,

der schwach und widerstandslos dem Leben unterliegt. Aber neben ihr gestaltet Strauß zum ersten Mal die wahrhaft mütterliche Frau in der Engelwirtin. Dieser Frauentyp ist die reinste Verkörperung des Strauß'schen Persönlichkeitsbildes. Mit spärlichen Strichen, daß sie nur wie ein leiser, guter Klang gelegentlich aufklingt, zeichnet Strauß die Mutter in „Freund Hein", ihre Güte, ihr Verstehen aus Liebe und Glauben an die Menschen. Und so läßt sich diese Frauengestalt durch alle späteren Werke verfolgen, bis sie ihre edelste, ergreifendste Ausformung und Deutung in der Freifrau in „Schleier" erfährt. Immer fast ist es die Frau, die mit dem Boden verwachsen ist und die in der Tradition wurzelt, die Frau, die bewahrend ist im besten Verstande des Wortes. Ruhe und Klarheit strömt sie aus und ist doch das Treibende im Leben des Mannes, die Kraft, die auch ihn der Vollendung entgegenträgt, indem sie ihn zum Bewußtsein seines Mannestums und seiner Verantwortlichkeit erweckt. „Kraft und Freudigkeit" (Schl. 59) sind ihr Wesen, eine unendliche Güte und Mütterlichkeit umfaßt Erde und Kinder, sie trägt auch den Mann und bringt ihn zu sich selbst. Es sind Frauen, die aus innerem Reichtum sich verschenken und verschwenden möchten an den Mann, an alles, was in ihren Lebensbereich hineinragt.

Ihr Gegenbild zeichnet Strauß in Elfride (in „Kreuzungen") und in Fräulein von Ow (in „Riesenspielzeug"): es sind berückende Frau in ihrer Schönheit und Vergeistigtheit, aber im letzten fehlt ihnen die Lebenswärme. Wo es um die Entscheidung geht, da zeigt sich, daß ihre Schönheitssehnsucht nur Ästhetisieren war. Sie wecken nicht die Liebe im Manne, durch die er die Gewißheit seiner Dauer erfährt, sie wecken nur „Bewunderung . . . Verehrung, Hingabe bis zum Schwärmen in dünner Luft . . " (Rsp. 608 f.), was den Mann eine Zeitlang unendlich beseligen kann, aber nicht zum Lebenstrieb wird.

Von besonderer Bedeutung für unsere Fragestellung ist an den späteren Werken, was Strauß aussagt über das Volk. Was versteht Strauß unter „Volk"?

Wir können es den Werken Strauß' entnehmen, daß er, wie Dr. Haugh in „Riesenspielzeug", schon als junger Mensch sich darum bemühte, „. . . über Leben und Willen seines Volkes klar und selbst mittätig zu werden . . ." (Rsp. 11), „. . . dem, was man Volk nennt und im Geiste zu kennen glaubt, in der Wirklichkeit nahe zu kommen" (Rsp. 12): wir

sehen schon an dieser Zielsetzung, daß Strauß „Volk" nicht für einen Begriff hält, das heißt also, für eine durch Abstraktion gewonnene Einheit, sondern für ein Wesen, eine Idee, und damit für etwas Lebendiges. Er hat die Gewißheit, „daß Volk nicht ein abstrakter Begriff ist oder eine Halluzination patriotisch erregter Momente, sondern ein wirkliches Wesen". (Rsp. 176 f.). Durch die Arbeit als Bauer erlebte Haugh/Strauß das Gefühl einer organischen Einheit mit der Natur, lernte er sich als Glied eines Ganzen fühlen, und zwar als wirkendes, lebenswichtiges Glied. Es wurde ihm klar, „daß er nun anfange in den Gezeiten des Lebens mitzuschwimmen, mitzutreiben und zu drängen, ihre Kraft und Wirkung zu verstärken, statt sie durch Unverständnis und Eigenwillen zu queren und zu schwächen." (Rsp. 146 f.). Das ist ganz bezeichnend für Strauß: durch das Wirken, durch die Arbeit erlebt er das Volk; vom Verantwortungsbewußtsein und zielstrebigen Wirken her gewinnt er seinen Volksbegriff: „Volk war dann nicht die Summe der deutschen Menschen, sondern nur der Teil, der sich bewußt oder in dunklem Drange auf dem Wege zu der von Gott vorgesetzten Willensgestalt des deutschen Volkes vorwärtsarbeitet." (Rsp. 147). Damit ist das Wesentliche des Strauß'schen Volksgebriffes gesagt: Volk ist nicht ein unwillkürliches Seinsverhältnis, dem jeder durch seine Geburt automatisch zugefügt wird, sondern Volk ist eine Gemeinschaft, die nach Verwirklichung eines Wertes, einer Idee strebt.

Welche Beziehungen ergeben sich nun zwischen Einzelnem und Volk?

Die Persönlichkeit ist Glied des Volkskörpers. Das besagt: 1. die Persönlichkeit ist mit ihrem ganzen Sein im Volke verwurzelt und nur innerhalb dieser Gemeinschaft überhaupt lebensfähig und werttragend. 2. Das Volk lebt in jedem Einzelnen und es lebt nur durch dessen Wirken. Einige Worte Strauß' mögen diese Gedanken näher ausführen.

„Ausgang ist der Einzelne, Ziel die Gesamtheit als Körperschaft der Einzelnen. Der sich selbstsüchtig vereinzelnde Einzelne, der anarchische Einzelne, der Einzige, der in allem Erreichbaren sein Eigentum sieht und die Gemeinschaft nur anzapft und nach Kräften zum eigenen Behagen aussaugt, ohne ihr zu dienen, dieser Einzelne muß überwunden und ausgelöscht werden. Da der Einzelne in der Natur ja alsbald verschwinden muß, gar keinen Daseins- und Entwicklungsboden

hat, da der sich Vereinzelnde also Verfallserscheinung ist, Dekadent, so kommt er, als ohne Lebensprinzip, für die Gemeinschaft nicht in Betracht. Der Einzelne, auf dem die Gemeinschaft beruht, ist, der alle Kräfte aus ihr zieht, um sich in ihr, sie in sich zu fördern." (Rsp. 193 f.). Am Anfang steht die Persönlichkeit, die alle ihre Kräfte steigert, die sich zum Äußersten des für sie Erreichbaren emporbildet, die aber ihre letzte Sinngebung und Erfüllung dadurch erfährt, daß sie alle Kräfte in den Dienst des Volkes stellt. Der „anarchische Einzelne", der nur sich will, nicht seine wirkliche Aufgabe, wie ihn Strauß in den Zeiten des Tastens gestaltet hatte, und zwar in „Don Pedro" am klarsten, ist als Selbstzweck eine sehr flüchtige, rasch verwehende und unwichtige, weil in ihren Ergebnissen zuletzt private Angelegenheit. Sinn und Wert bekommt er erst in dem Augenblick, in dem er sich auf seine eigentliche Aufgabe besinnt, nämlich mitzuwirken am Bau seines Volkes. Was ist das Volk für den Einzelnen? Sampiero sagt es uns: „Du gelobst dich . . . unserer Mutter Korsika, der wir zu eigen sind mit jedem Tropfen Blut, jedem Gedanken: sie ist die Erde, darin wir fußen, und der Himmel, darein wir wachsen, sie ist der Brunnen unserer Kraft und die Sonne unserer Reife, sie ist der Traum unserer Nächte und das Werk unserer Tage, nur in ihr werden wir, was Gott will." (V. 56). Die Beziehungen zwischen Einzelnem und Volk sind zweiseitige, das heißt, nicht nur wirkt der Einzelne für das Ganze, sondern das Ganze stützt und trägt auch den Einzelnen. Es ist ein Hin und Her an Kräften und Wirkungen. Der Einzelne ist in seinem Leben abhängig von dem Leben des Volkes. Er muß durchdrungen sein von der Überzeugung, daß „sein leibliches und geistiges Wohl, ja, sein Dasein überhaupt, vom Wohl und Ansehen des Volkes in der Welt abhing, daß sein Leben mit all seiner Erwerbs- und Meinungshitze eines Tages gar nicht gewesen war, wenn der einzelne nicht durch großgesinntes Mitwirken dafür mitsorgte, daß das Volk lebendig und stark genug blieb, einen Goethe, Beethoven, Bismarck hervorzubringen." (Rsp. 12 f.). Besonders die letzten Worte sind bedeutsam: die Lebenskraft eines Volkes äußert sich am sinnfälligsten darin, daß es fähig ist, Genies hervorzubringen. Denn was ist Genie anderes als höchste Zusammenballung und Steigerung der Volkskräfte in e i n e r Persönlichkeit!

Es wurde bereits oben (S. 29) darauf hingewiesen, daß es aufschlußreich ist für das Wesen eines Dichters, in welcher Kultur er seine Weltauffassung am reinsten verwirklicht sieht. Hatte Strauß früher nach

dem Griechenland der Antike und seinem Persönlichkeitskult geblickt, so findet er nun im deutschen Mittelalter mit seiner Gemeinschaftsbetonung und Gemeinschaftsbündigkeit die vollkommenste Verkörperung seines Ideals.

Wenn ich oben von Volk als einem „zu verwirklichenden Werte" sprach, so findet das seine Erklärung aus der besonderen Art, wie Strauß das Volk in der Einzelpersönlichkeit verwurzelt sieht. Da spricht Haugh von der „von Gott vorgesetzten Willensgestalt des deutschen Volkes" (Rsp. 147), da spricht Sampiero von der „Gestalt Korsikas, die Gott in unsere Herzen gelegt hat wie die Gestalt eines Lärchenbaums in seinen Samen . . ." (V. 26 f.) [21]). Damit ist aber gesagt, daß die Persönlichkeit, und nur sie, Trägerin der Volksidee ist, die sie durch ihr volksbewußtes Handeln zur lebendigen Wirklichkeit gestalten hilft. Volk ist nicht eine Abstraktion, sondern das, wofür jeder Einzelne sich einzusetzen bereit ist. Damit ist der Einzelpersönlichkeit ein sehr hoher Wert einräumt: das Volk hat Leben nur solange, als die Einzelpersönlichkeit bereit ist, mit allen Kräften für es zu wirken und sich für es einzusetzen, bis zum Opfer des Lebens.

Die organische Weltauffassung Strauß' macht beim Volke nicht halt, sie umfaßt die ganze Menschheit: Menschheit nicht als den blassen Begriff des Einheitlichen, sondern „Menschheit, diesen Sternenreigen eigenwüchsiger Völkergestalten . . ." (V. 63). Wie aus Persönlichkeiten das Volk, so fügt sich aus Volkspersönlichkeiten die Menschheit. Und wie das Volk nur besteht, wenn jeder Einzelne stark ist, so die Menschheit nur, wenn jedes Volk in Freiheit, Ehre und Stärke sich zu seiner eigenen Form entwickeln kann. Wer aber sein Volk schädigt, schädigt die Menschheit. Vannina, die durch ihren Verrat das Befreiungswerk der Korsen gefährdet, „. . . . sie gefährdet Korsika, — sie gefährdet die Menschheit . . . — sie gefährdet die Zukunft der Welt, den Sieg Gottes!" (V. 63). Strauß verkündet einen kräftigen und unbedingten Nationalismus. Er sieht aber auch klar, von welcher Seite diesem Glauben tödliche Gefahr droht: 1. von Seiten des Weltbürgertums, das die Menschheit nach Kulturkreisen ordnet, und 2. von Seiten der Kirche, die die Gleichheit der Seelen vor Gott predigt. Bazzicalupa ist der Vertreter der ersten Meinung: „. . . sollte uns wichtig sein, ob Grüngold oder sonst eine Farbe über Korsika weht? Sind nicht die unsere Brüder, die mit uns dieselbe

Provinz der Gesittung bewohnen?" (V. 47). Der Priester Ombrone rühmt sich: „Ich bin ein Mann der Kirche, des Friedens, in dessen Augen Genuese und Korse ohne Unterschied sind." (V. 47). Beide aber wirken den Verrat gegen ihr Vaterland!

Von seiner hohen Wertung des Volkes aus ist es selbstverständlich, daß Strauß allen Bestrebungen und Gemeinschaften den Kampf ansagt, die seiner Meinung nach den Volkskörper schädigen. Daß diese Volksbezogenheit der Spätwerke tatsächlich eine ganz starke Akzentverlagerung gegenüber der früheren Persönlichkeitsbetonung bedeutet, zeigt sich an Strauß' Argumentation gegen das Korpsstudententum und gegen die Kirche. In „Hochzeit" wurde das Korpsstudententum grimmig angegriffen, weil es die persönliche Freiheit verkümmere und den Menschen der Selbstverantwortung und Selbstbewährung entziehe. Nun wird es verurteilt, weil es die jungen Menschen in eine „. . . ebenso eifersüchtige wie eitle Gemeinschaft . . ." (Sk. 192) verstricke und so „. . . in der Wurzel ihre Anlage, das Volksganze zu fühlen, zu denken und zu wollen" zerstöre (Sk. 193). Es wird verurteilt als ein falscher Gemeinschaftsgeist, der innerhalb eines kleinen Rahmens leerläuft, aber zugleich viele Kräfte auffsaugt, die dem großen Ganzen dienen sollten.

Gleich schroff wendet sich Strauß gegen den politischen Katholizismus, dessen „. . . ewige Feindschaft . . . gegen Deutschland, gegen jeden Deutschen, der für sein Volk arbeitet" (Rsp. 331), Kullmanns Attentat auf Bismarck aller Welt bewiesen hatte und der nun in der Nachkriegszeit erst recht das deutsche Volk von innen heraus unterwühlte, wie jener Priester Ombrone und seine Helfershelfer in „Vaterland", denen keine Hinterlist zu gemein ist, wenn sie dadurch den Verrat hineintragen in das Herz des Volkes, das um seine Freiheit und Nationalität ringt.

Ich habe versucht, Strauß' organische Volksauffassung von der dynamischen Seite her darzulegen, indem ich das Kräftespiel zwischen Einzelnen und Volk untersuchte. Das Organische enthält aber noch einen zweiten Begriff, das Zeitliche, das Geschichtliche, wie es jedes lebende Wesen offenbart in der Verwurzelung in der Vergangenheit und im Streben in die Zukunft. Im Volke wie es ist, ist alles lebendig, was je für oder wider dieses Volk gedacht oder getan wurde, an seiner Gegenwartsform ist „. . . jeder beteiligt und mitschuldig, der seit Jahrhunderten im deutschen Volk Ziele gesetzt, Ziele erkannt oder auch nur hingebend mitemp-

funden hatte, Armin selbstverständlich, aber auch der nachgeborene Dr. Karl Haugh." (Rsp. 15). In einer Zeit, deren Schwäche zu einem großen Teile begründet war in dem Mangel an geschichtlichem Sinn, an Gefühl für das Herkommen, für das Gewachsensein, fand Strauß in der Geschichte einen Weg zum Wesen und zu den Aufgaben seines Volkes. Arbeit für eine gesunde Entwicklung des Volkes ist „unsere Schuld gegen Vergangenheit und Zukunft." (V. 26).

Strauß' Bindung an die Geschichte offenbart sich schon in der Wahl eines geschichtlichen Stoffes für einen Roman „Nackter Mann", überhaupt in seiner Vorliebe für das deutsche Mittelalter. Die zahlreichen Anspielungen auf das Mittelalter in seinen Werken sind sicher nicht einfach Überbleibsel seines germanistischen Studiums, sondern kommen her aus einer tatsächlichen inneren Verbundenheit mit einer Zeit der Fülle und Einheit, wie sie im Bauerntum noch teilweise lebendig ist. Seine hohe Wertschätzung des Bauerntums als der Grundlage eines gesunden Volkslebens mag auch zu einem guten Teil darin begründet sein, daß es seinem geschichtlichen Sinn entgegenkam durch eine treue Bewahrung des Hergebrachten in Bauform, Tracht, Brauchtum und vor allem auch in der Sprache.

Die Kunst ist in Strauß' Weltbild nicht eine müßige Verzierung, sie ist ein großes Gut, geschaffen und getragen „vom Herztrieb des Volkes" (Sk. 296); sie ist eine sichtbare Form, in der ein Volk seinem Wesen Ausdruck verleiht. Kunst ist nicht willkürliche Angelegenheit des Einzelnen, sie muß vielmehr aus der gesammelten Kraft einer Zeit herauswachsen, muß getrieben sein vom „Strom der gestaltsuchenden Volksseele" (Sk. 294). Aus der eigenen Zeit, in der die Lebenseinheit zerrissen und auseinandergefallen ist, blickt Strauß zurück auf das Mittelalter, das auch in der Kunst sein Ideal verwirklicht: „. . . so habe in früheren Zeiten das ganze Volk im Banne eines heiligen, sich immer verjüngenden und neu ausformenden Herkommens gelebt und gestrebt und der Baumeister, der für ein oder zwei Jahrzehnte einen Münsterbau weiterzuführen hatte, sei das Herz des bauenden Volkes, die kunstvolle Hand des allgemeinen Bauwillens gewesen, habe das Vorhandene, das er zum Weiterbau überkam, nicht als Fremdes, sondern als Eigenes empfunden, wie die überkommene Sprache und nur aus dem vorhandenen Eigenen sein Eigenstes weiterspinnen können, ganz wie die Dichter an den heiligen Sagen weiterbauten,

an Siegfried, Hagen und Dietrich." (Sk. 295). Mit Worten sagt Strauß hier das Gleiche, was er im „Nackten Mann" durch die Gestalt des Goldschmieds ausdrückte.

Vor diesen Forderungen einer von der Gesamtheit getragenen Kunst, wie sie seinem Volksgedanken entsprechen, fühlt Strauß doppelt niederdrückend das Krankhafte, Unnatürliche der eigenen Zeit, in der „. . . keiner mehr Vollstrecker des Bauwillens der Gesamtheit sein (könne), weil ein solcher Wille nicht vorhanden sei, sondern äußerste Zerfahrenheit; es sei schon eine große Leistung, wenn sich einer aus der allgemeinen Verwirrung und Wesenlosigkeit herauskämpfe und es zu einem ernsten, wenn auch nur persönlichen Kunstwillen bringe." (Sk. 295).

Besonders lebhaft wehrt sich Strauß gegen eine hauptsächlich in kommunistischen Kreisen vertretene Anschauung, die die ganze Kunst für Luxus erklärt, für sinnlose Zeitverschwendung und Tändelei. Nein, die Kunst wird „. . . umso notwendiger und unentbehrlicher . . ., je mehr der Mensch und sein Leben normalisiert sind". (Rsp. 165). Gerade in den Zeiten einer Mechanisierung und Rationalisierung, einer Herausreißung des Menschen aus den organischen Lebenszusammenhängen, ist die Kunst dazu berufen, in die Tiefen der Seele und des Gemütes zu führen.

Ein Kunstwerk ist nie ein eindeutiger Wert, sondern ein unendlich veränderliches Produkt aus seiner vom Künstler eindeutig gewollten Form und dem Wesen des Erlebenden (vgl. Rsp. 397). Aus der Art, wie ein Mensch ein Kunstwerk auffaßt, kann man daher Schlüsse ziehen auf sein Lebensgefühl und auf sein Wesen überhaupt. Strauß erlebt ein Kunstwerk, einen Bau z.B., nicht als eine starre Summe der Flächen und Formen, sondern durchflutet von Leben und Bewegung (vgl. Sk. 214; 241). Das wahre Kunstwerk ist ein lebendiger Organismus und zugleich Glied des Ganzen, wie jener Bauernhof, „. . . in die Natur hineingewachsen — wie aus ihr herausgewachsen" (Sk. 246). Strauß' innige Verbundenheit mit der Natur und seine Einbeziehung der Kunst in deren Lebensbereich und Lebensgesetze spricht aus dieser Art des Kunstsehens und aus den zahlreichen Naturbildern und -vergleichen.

Wie das Volk auf der Einzelpersönlichkeit beruht, so geht auch die Kultur hervor aus der Tat des schöpferischen Einzelnen (vgl. die Worte Jergs in Rsp. S. 301 über das „Heimweh"!). Kultur erwächst aus der „Spannung der Zielsetzung und des Willens" (Rsp. 459) und zwar der

Einzelpersönlichkeit, die sich berufen fühlt zur Erhöhung der Menschheit (die Zwischenstufe des Volkes ist jetzt für Strauß selbstverständlich!), die auf alles Streben nach persönlichem Wohlergehen verzichtet und nur ihrer Berufung folgt: „. . . was gibt es in diesem Betracht großartiges . . . als Goethe, der ein schöner, geistvoller, reicher Junge ist und das bequemste, genußreichste Leben haben könnte, aber das arbeitsamste wählt, die gewaltigste Arbeit für Volk und Menschheit und aus der Pflicht dieser Arbeit, die doch nur er fühlt und kennt, nicht einen Tag weicht." (Rsp. 393). Immer sind es die großen Einzelnen, die Kultur schaffen und der Menschheit ihre Züge aufprägen. Kulturträger aber ist das Volk. So wie Sittlichkeit für jedes Volk verschieden ist, abhängig von seinem Wesen, so ist es auch die Kultur. Nur ein Volk ist kulturfähig und damit steigerungsfähig, in dem jeder Einzelne, oder doch die bestimmende Mehrzahl, fähig und bereit ist, allen Willen einzusetzen für die Erreichung eines über das Bestehende hinausgreifenden Zieles. Eindringlich legt Strauß dar, wie das Wesen einer Rasse, eines Volkes in seiner Kultur sich Gestalt und Ausdruck schafft: „. . . wir haben es in den Jahrtausenden unseres Daseins dahin gebracht, daß wir einen unsichtbar fernen Stern sichtbar machen, messen, wägen, seine Zusammensetzung und seine Bahn bestimmen können, wir haben die verschiedensten Religionen und Philosophien erdacht und erlebt, haben das Parthenon ersonnen und das Pantheon in Rom und den Kölner Dom, die Matthäus-Passion und die Neunte Symphonie, das Nibelungenlied, den Hamlet und den Faust, kurz eine Geschichte voll gewaltiger Schicksale, und in derselben Frist sind jene Indianer, denen die Not als Stachel keineswegs fehlte, nicht weitergekommen, als zu Hütten, dürftigen Pflanzungen, einfachen Geräten und Waffen zu Jagd und Krieg, Tätowierung, Federschmuck, Flechtwerk und Schnitzerei von oft natürlich gutem Geschmack." (Rsp. 459). — Wenn einem Volk die geistige Fruchtbarkeit und die Zielstrebigkeit des Willens fehlt, daß es nicht selbst kulturschöpferisch sich betätigen kann, dann ist es auch ganz unmöglich, diesem Volk von außen her eine fremde Kultur so aufzuprägen, daß es sie als wesensgemäß empfindet und aus eigener Kraft weiterentwickelt. Strauß hat es selbst in Brasilien erlebt, „. . . daß man Wilden, sagen wir: einem unzivilisierten Volke eine ganze Menge Errungenschaften der Zivilisation aufzwingen, es in erstaunlichem Grad zur Arbeit mit diesen Errungenschaften anhalten kann, ohne daß eine eigentliche Aneignung erfolgt, und daß ein solches Volk, auch nach 200 Jahren

zivilisierten Lebensglückes, das Fremde, zu dem es nicht mehr gezwungen wird, abstößt, wie eine Kruste." (Rsp. 456).

Das Schaffen ist der Maßstab, nach dem Strauß den Einzelnen und das ganze Volk mißt. Das Glück des Schaffenden geht vor dem Glück der problemlos Dahinvegetierenden, denn es wirkt Ewiges (vgl. Rsp. 393). Strauß ist stolz auf seine Zugehörigkeit zur germanischen Rasse und zum deutschen Volk, „. . dessen höchstes Urteil über einen Menschen heißt: es kann die Spur von seinen Erdentagen nicht in Äonen untergehen! Von so einem Palmenstrand, so einer seligen Insel, so einem Paradies der Pflanzenkost heißt es umgekehrt: auch in Äonen hinterlassen sie keine Spur." (Rsp. 392).

Der gleiche Riß, der die Völker in kulturlose und in Kulturvölker trennt, geht auch mitten durch jedes Volk, es teilend in Dienende und Herren: „Der größere Teil der Menschheit ist dienender Art und hat einen Herren nötig." (Rsp. 455). Aus dieser geistigen Verschiedenheit erwächst zu einem großen Teil die soziale Frage. Sie ist aber deswegen so schwer zu lösen, weil sie weitgehend eine Frage des Charakters ist. Wohl weiß Strauß, daß „. . . ein großer Teil der Arbeiter nicht erhöht werden kann; diese Menschen können diszipliniert, eine Fertigkeit kann ihnen beigebracht und ausgebildet, ausgenutzt und gelenkt werden; selbsttätig, geistig und moralisch zeugungskräftig kann man sie nicht machen, sie leben wie ihre Ahnen vor hunderttausend Jahren immer von der Hand in den Mund, — wie die Botocuden im brasilianischen Urwald" (Rsp. 452). Dieser Typus findet sich „. . . im Adel, in der Fürstenschaft leider so gut wie im Proletariat, er ist nur im letzteren als seiner eigentlichen Welt häufiger und unverhüllt." (Rsp. 459). Aber Strauß sieht auch, daß gerade in Fabrik und Büro viel gutes Menschentum verkümmert, das durch eine immer mehr entartende soziale Ordnung am freien Leben, an der freien Entwicklung gehindert wird. Diese Menschen geraten immer tiefer in Unzufriedenheit, Hoffnungslosigkeit, Ausweglosigkeit, sie fühlen sich wehrlos dem ausbeutenden Unternehmertum ausgeliefert, und es wächst unerbittlich und folgerichtig Auflehnung und Haß und Rachgier und der Trieb nach Umsturz und Zerstörung.

Das gesamte wirtschaftliche und soziale Leben ist zu einer Form des „Raubes" geworden, das heißt, zu einem Streben nach „. . . Schlemmerei und zwar möglichst ohne Arbeit" (Rsp. 636), und das gilt für Arbeiter wie Unternehmer. Die eigentliche Ursache? Die Entartung der Arbeit zur

leeren Geldbegriff! Die blutleere, abstrakte Macht „Geld" hält Arbeiter wie Unternehmer in ihren Klauen und saugt ihnen das natürliche Lebensempfinden aus. Das Geld ist die zerstörende Macht im modernen Leben, von ihm geht die allgemeine Entseelung und Entwurzelung aus. Es baut eine Scheinwelt auf, in der Maschine und Automat herrschen, in der auch der Mensch nur Maschine und Automat ist.

Strauß sieht sehr wohl, daß es nicht die Technik als solche ist, die das moderne Leben so erschreckend zerstört, sondern die falsche Einstellung zu ihr: „Gewiß stecken wir in einem naturwissenschaftlichen und technischen Wahn; aber wäre denn damit geholfen, daß wir plötzlich mit Untersuchen, Versuchen, und Erfinden aufhörten? Wir müssen täglich hindurch, vorwärts uns durchschlagen, und wenn es das Leben kostet." (Rsp. 402 f.). Damit zeigt er aber die Richtung auf, die allein zu einer Gesundung führen kann: nicht ausweichen, sondern überwinden! Aus eigener innerer Kraft muß der Mensch wieder die Herrschaft über die Maschine zurückgewinnen, die er an sie verloren hat, und das wird ihm gelingen, wenn er den Blick für das Ganze, Gewachsene bekommt, wenn er wieder anknüpft am natürlichen Leben, wie es sich im Bauerntum bewahrt hat.

Strauß sieht die Möglichkeit für eine Gesundung nur in einer Rückführung des sozialen und wirtschaftlichen Lebens zu seinen natürlichen Werten. Die innere Einstellung des Menschen zu seiner Arbeit muß sich von Grund auf ändern; das Vertrauen muß wieder wachsen zwischen Arbeiter und Unternehmer, zwischen Vorgesetztem und Untergebenem. Hauptbedingung ist, daß das Geld, das sich als trennende und zerstörende Macht einschiebt zwischen Unternehmer und Arbeiter, wieder zurückgeführt wird zu seiner eigentlichen Bestimmung als Gegenwert für geleistete Arbeit und daß das Verhältnis zwischen Arbeiter und Unternehmer wieder zum natürlichen Verhältnis von Mensch zu Mensch wird. Die Wirtschaft muß aufhören als Kampf ums Dasein zu gelten, in dem jedes Mittel gerechtfertigt ist, das den eigenen Vorteil vergrößert. Auch sie muß wieder in den Bereich der Sittlichkeit gezogen werden; denn „. . . jeder Kampf ist ein sittlicher, das heißt, er wird erst menschlich, wenn er sittlich geführt wird." (Rsp. 641). Der Deutsche muß wieder den Weg finden zum Bauerntum, und zu seinen natürlichen und sittlichen Kräften, er muß wieder die Beziehung zum Boden gewinnen und dadurch das Gefühl der Verwurzelung im Volk und den Sinn für die natürlichen Werte des Lebens: das ist ein Grundgedanke Strauß', der vor allem in „Riesenspielzeug" immer wieder durchbricht.

Schluß.

Strauß' Persönlichkeitsauffassung wuchs am Gegensatz zur Persönlichkeitsauffassung seiner Zeit, die einem schroffen Individualismus huldigte, dabei die Persönlichkeit leugnete und von der Gleichartigkeit und Gleichwertigkeit der einzelnen Menschen, wie der Rassen und Völker, überzeugt war; und zwar fand sich diese Auffassung nicht nur in den Kreisen, die der marxistischen Lehre sich angeschlossen hatten, sie beherrschte die gesamte bürgerliche Welt. „So ist die marxistische Lehre der kurz gefaßte geistige Extrakt der heute allgemein gültigen Weltanschauung. Schon aus diesem Grunde ist auch jeder Kampf unserer sogenannten bürgerlichen Welt gegen sie unmöglich, ja lächerlich, da auch diese bürgerliche Welt im wesentlichen von all diesen Giftstoffen durchsetzt ist und einer Weltanschauung huldigt, die sich von der marxistischen im allgemeinen nur mehr durch Grad und Personen unterscheidet", schreibt Adolf Hitler in „Mein Kampf" (S. 420), und das galt auch schon für die 80er, 90er Jahre. Das verfeinerte schroff individualistische Leben der bürgerlichen Mittelschicht, das Gleichheitsstreben der sozialdemokratischen Arbeiterschaft, ihr Hindrängen zu gesellschaftlichem Umsturz und die dadurch geschaffene seelische Öde riefen Strauß' Widerstand wach gegen alle gesellschaftlichen, politischen und religiösen Setzungen. „Auswanderer", „Don Pedro", „Freund Hein", „Kreuzungen", „Hochzeit" — fast alle Werke Strauß' tragen Züge dieses Anstürmens gegen Schranken und starre Abgestorbenheit, gegen Gleichheitswahn und Individualismus, im Zeichen eines Neuen, Wahrhaftigen, Persönlichen.

Es ist das Wesentliche des Strauß'schen Persönlichkeitsbildes, daß Persönlichkeit für ihn eine einmalige und nur sich selbst gleiche Wesenheit ist, die im tiefsten sittlich und religiös gebunden ist. Die Ehrfurcht vor dem Lebendigen, die aus einer innigen Naturverbundenheit spricht, die hindurchleuchtet durch seinen Entschluß, als Bauer dem Boden zu dienen, die ihn Menschen und Dinge mit Humor betrachten läßt, ohne daß er sich je in Ironie, die wohlfeilste Ausflucht vor dem Lebendigen, verlieren würde — dieses demutvolle Erfassen der Welt als eines organischen Ganzen läßt ihn schon früh die Verwurzelung der Persönlichkeit in die Ge-

meinschaft suchen und ahnen. Das Volk ist Ziel, ist Sehnsucht — aber das wirkliche und bleibende Erlebnis der Volksgemeinschaft brachten Strauß erst die Jahre, die von dem Großen Krieg beherrscht wurden als dem zunächst drohenden und dann mit elementarer Wucht über die Welt hinbrausenden Völkerschicksal. Was Strauß von nun an immer sieghafter verkündet als über dem Einzelnen stehende Gemeinschaftsforderung, steht in direktem Gegensatz zu dem marxistischen Appell des „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" Dieser Aufruf zu Klassenhaß und Weltrevolution erscheint als politische Idee desbalb so negativ, weil ihm die Ausrichtung auf ein sittliches Ziel fehlt, weil er ein Zusammenschluß der Schwachen ist, der vielen Gleichen, der nur scheinbar den Einzelnen stärkt, ihn in Wirklichkeit aber in seinem Menschentum schwächt, da er an seine schöpferischen Kräfte keine Anforderungen stellt, sondern ihn nur zählt als eine Nummer unter vielen. „Masse" ist aber nie schöpferisch; denn was an selbstbewußten Persönlichkeitskräften in ihr enthalten ist, das ringt sich frei von ihr, entweder in ungebundenem Individualismus sich völlig loslösend, oder die Herrschaft über sie an sich reißend mit diktatorischer Gewalt. Anders der Gemeinschaftsbegriff, wie Strauß ihn verkündet: Gemeinschaft als Aufgabe für die, die Persönlichkeit sein wollen, die im Streben über das Bestehende hinaus ihre Vollendung erfahren im bewußten Wirken für das Volk. Die Einheit von Persönlichkeit und Gemeinschaft, zu der Strauß gelangt, ist keine mechanische, sondern eine dynamische, gefügt aus dem tatbereiten Willen der Einzelnen, und im Sittlichen verankert durch das Verantwortungsbewußtsein der Einzelglieder gegenüber dem Ganzen. Auch die Gemeinschaft braucht den Einzelnen, aber dieser Einzelne empfängt den Auftrag von der Gemeinschaft und ist in seinem Tun verantwortlich gebunden an deren Lebensgesetz.

Strauß kämpft gegen die Neutralität des Bürgers, der nicht „ja" und „nein" sagen will, gegen Gleichheitsschwärmerei und Ichsucht und das Verlangen nach Ruhe und Sicherheit und Wohlergehen, er kämpft gegen die „Moral", die an die Stelle der Gläubigkeit getreten ist, gegen die Entfremdung des deutschen Menschen gegenüber Boden und Volkstum und gegenüber den Aufgaben der Geschichte. Im Widerspruch stehend zu seiner Zeit, ringend um die Wesensform seines Volkes, aufrüttelnd, erweckend, steht er auf der großen geistigen und politischen Linie, die vom frühen Mittelalter her über Zerrissenheit und zögernden Neuaufbau führt zur Volkwerdung und zur Wesentlichwerdung des deutschen Menschen.

Anmerkungen.

1) An selbstbiographischen Äußerungen besitzen wir von Strauß nur „Erste religiöse Eindrücke". Er erzählt hier von seiner frühesten Kindheit, aber er greift über sein Thema hinaus und erschließt uns wesentliche Züge der Persönlichkeit Emil Strauß. Ueber die Auseinandersetzung des Dichters mit dem Deutschland vor allem der letzten 15 Jahre des 19. Jahrhunderts geben uns seine Werke selbst Aufschluß, besonders „Skorpion" und „Riesenspielzeug". Beide führen hinein in das geistige Ringen jener Jahre, und zwar stehen im Mittelpunkt junge Menschen, die etwa Altersgenossen Strauß' sind. In „Skorpion" (ersch. 1931!) ist der Held Gerard, der als zwanzigjähriger Student die 200. Wiederkehr des Tages feiern kann, an dem sein Urahn „aus den Dragonnaden des Cevennenkrieges" nach Deutschland geflohen war (vgl. Sk. 191). Strauß denkt wohl weniger an die eigentlichen Cevennenkriege 1701—1706, — denn dann wäre diese Novelle, deren Hauptereignisse einige Jahre nach der Studentenzeit Gerards liegen, keine „Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert", wie Strauß sie selbst nennt — als vielmehr an die Hugenottenauswanderungen, die die Aufhebung des Ediktes von Nantes 1685 zur Folge hatte. — In „Riesenspielzeug", das mit den Worten beginnt: „Es war in den ersten 1890er Jahren . . ." (Rsp. 5) steht im Mittelpunkt Dr. Haugh, der bereits 1½ Jahre vor diesem Zeitpunkt sein Staatsexamen gemacht hat (vgl. Rsp. 11). Für Gerard wie Haugh kämen wir so auf eine Geburtszeit, die ungefähr mit der Strauß' zusammenfällt, und wir dürfen annehmen, daß Strauß in ihren geistigen Kämpfen eigenes Erleben niederlegen wollte.

2) Strauß ist ein Sohn Alemanniens „nicht dem Geblüt, aber dem Gemüte nach", wie Endres das darlegt (S. 9 ff.). Pforzheim ist seine Geburtsheimat; aber seine Familienbindungen weisen ihn viel mehr nach Oesterreich und nur von der pfälzischen Mutter her verankern ihn blutsmäßige Bande auch im deutschen Westen (vgl. Endres, S. 8 f.).

3) Vgl. E. rel. E. 341: „Ich war als Kind, das ich sehr lange blieb, leicht bestimmbar, verführbar, dem Jähzorn ausgesetzt, plötzlichen Trotzes fähig, und diese letzte Eigenschaft kam mir gegen die erste zugute." Ferner 352: „. . . die in meinem weichen Seelengewebe träumende Ader der Strenge . . ."

4) Das Hölderlin-Erlebnis fällt zeitlich wohl vor den Brasilienaufenthalt: in „Auswanderer" begegnet bereits die Urgestalt des Heiner, der in „Freund Hein", der künstlerischen Auswertung des Hölderlinerlebnisses, seine volle Ausformung erfuhr. „Auswanderer" entstand noch während des Aufenthaltes in Brasilien, wurde allerdings erst nach der Rückkehr niedergeschrieben (vgl. Langenbucher, S. 147). Demnach dürfte das Hölderlinerlebnis zeitlich in die Studentenjahre gehören oder mit dem Erlebnis des Bauerntums zusammenfallen. Hölderlin hat den Dichter durch sein ferneres Leben begleitet: Im Jahre 1914 besorgte Strauß eine kritische Auswahl von Hölderlins Gedichten, die er mit einer Einleitung versah, und im „Spiegel" spricht der Hölderlinmensch wieder aus den Gestalten der beiden Schwestern.

5) Dieser Trieb spricht sich auch aus in der Form der Strauß'schen Novellen und Romane: Bei der ungeheuren Fülle der Gestalten und Geschehnisse fehlen gelegentlich straffe Geschlossenheit, klarer und einheitlicher Bau. Oft gibt allein das Leitmotiv, das Strauß mit der Freiheit und zugleich Meisterschaft des geborenen Musikers verwendet, der auseinanderstrebenden Buntheit seiner Werke einen inneren Halt.

6) Wenn ich die Werke zu kleinen Gruppen zusammenfaßte, so bin ich mir voll bewußt, daß diese Einteilung keine unbedingt zwingende ist. Sie geschah lediglich in der Absicht, eine klarere Übersicht zu geben.

7) Vgl. dagegen Langenbucher, Volth. Dichtg., S. 51: „Er war in seinem Schaffen stets beherrscht von dem in den geistigen Kämpfen der 90er Jahre gewonnenen Volksgedanken . . ."

8) Daß Strauß die Gestalt des Heiner wirklich völlig im Hinblick auf Hölderlin, wie e r ihn sah, schuf, mag die Szene beweisen, wo Heiner kurz vor seinem selbstgewählten Tod einige Verse seines Freundes in einem Band Hölderlingedichte findet: „Noli me tangere! Das Reinste bin ich auf der schönen Erde / und Gottes Hauch geht ungetrübt durch mich / und weht dir zu aus jeglicher Gebärde / darum: rührst du mich an, befleckst du dich!" Heiner bezieht das Gedicht auf Hölderlin — „Notwang hatte aber bei den Versen nicht Hölderlin im Sinn gehabt" (Fr. H. 258), sondern Heiner!

9) Es ist höchst aufschlußreich, die Schilderung, die Strauß in „Erste religiöse Eindrücke" S. 358 ff. von seinem eigenen Musikerleben in der frühen Jugend gibt, zu vergleichen mit Stellen in „Freund Hein", die die Wirkung der Musik auf Heiner darstellen: Es ergibt sich eine geradezu verblüffende Aehnlichkeit. Wir dürfen mit Recht annehmen, daß Strauß die Musikempfindlichkeit des Heiner aus eigener Erfahrung gestaltet hat.

10) Vgl. Fr. H. 197: „. . . ich fühle nur, daß ich ein anderer Mensch sein werde, sobald ich in meinem Element bin." Ferner Fr. H. 227 f.: „Heiner selbst aber w u ß t e zwar wohl, daß er noch kein fertiger, ausgereifter Mensch war und sein konnte, er f ü h l t e sich aber nach seinen Kräften und Umständen durchaus reif . . ." usw.

11) Vgl. „Hans und Grete", S. 170: „Jeder sieht dich anders . . . und auch der Klügste sieht dich falsch; denn selbst die einfachste Menschenseele ist der Sonne ähnlich, die man nur durch eine Trübung anschauen kann."

12) Vgl. Fr. H. 150: „Und wie er nun, seine Musik träumend, weiterwandelte, zog ihn seine Seligkeit unvermerkt den Menschen, der Stadt zu." — Ferner Fr. H. 155: „. . . . das Glück, das ihn durchschwoll und gleichsam über die Erde hinschwebend hielt, machte ihn versöhnlich, gütig, selbstlos gegen alle und alles."

13) Hochz. 122 f.: „Was dir rein und ernst aus dem Herzen kam und was dir einfach und natürlich erschien, als du es tatest, das darf dich doch nicht kleinmütig machen den Menschen gegenüber!" — Kr. 261: „. . . ich tat es, weil es selbstverständlich war; aber es konnte nur als Gefühlssache selbstverständlich sein." — Kr. 261: „Was ich rein und natürlich empfunden habe, muß natürlich und rein bleiben allen Mißverständnissen und wirren Folgen zum Trotz."

14) „Etwas Gutes und Schweres" ist hier Hendiadyoin; es ist bezeichnend für Strauß: was gut ist, ist schwer, und umgekehrt.

15) N. M. 244: „Ernst Friedrich ward von Grund auf erregt. Indem er anhörte, wie dieser behäbige Bürger (Apotheker) mit breiten, vergnügten Worten nicht nur den Glaubenstrotz seiner Mitbürger, sondern auch den brennenden Bekennerwillen, die Sendung des Fürsten entwertete, da begann es in ihm zu kochen." Vgl. ferner S. 34 f.

16) 1920 erschien die Einzelnovelle „Schleier"; 1923 (1922 vollendet) „Vaterland" (vgl. Langenbucher S. 146); 1931 die Novellensammlung „Schleier"; „Riesenspielzeug", das nach einer Schlußbemerkung des Dichters im Winter 1924/25 und vom Dezember 1929 bis zum Oktober 1933 geschrieben wurde, erschien 1934.

17) Bezeichnend für den „Geist der Vaterlandslosigkeit" ist ein Urteil Grolmans über dieses Drama. Er schreibt: „Ein Politiker opfert unerbittlich und ohne Konzession dem „Vaterland" Weib und Kind, wobei sich an dieser durchaus novellistischen Begebenheit wieder einmal deutlich zeigt, bis zu welcher Verwilderung aller sittlichen Grundbegriffe der Fanatismus führen kann." (Grolman S. 4). Das ist nur e i n e Stimme von den unzähligen, die vor allem auf Seite der Linken über das Drama

und seinen Dichter herfielen. Weitere Aufführungen des Stückes, das 1924 in Karlsruhe uraufgeführt worden war, wurden verboten. (Vgl. Langenbucher, S. 146).

18) Die reine ratio zerstört, und zwar den Einzelnen sowohl wie die Gemeinschaft. Ueberzeugend gestaltet das Strauß, wenn er uns hineinblicken läßt in die Grübeleien des genesenden Dr. Haugh über seine „Niederlage und Entwertung" (Rsp. 352) (durch sein Verhalten gegenüber Mary) und über sein qualvolles Erkennen, daß seine Arbeit für die Gemeinschaft der Schloßleute und für die Welt überhaupt entbehrlich sei, „. . . sein Fehlen war garnicht zu merken, es lief Alles wie vorher!" (Rsp. 530). Aber der liebevolle Empfang durch die Hausgenossen und besonders die paar herzlichen Worte der Magd Dasi zeigen ihm, daß er eben doch als wesentliches Glied dazugehört kraft der seelischen Bindung an jeden Einzelnen.

19) Zuchtlosigkeit, besonders in den Beziehungen zwischen Mann und Frau, zerstört jede Gemeinschaft: „Der Anfang des Endes!" (Rsp. 281) denkt Haugh, als Angebrannt sein Programm der freien Liebe entwickelt.

20) 1915 erschien eine zweite wesentlich veränderte Fassung des Dramas „Don Pedro". Die Personen sind menschlich wärmer gezeichnet, das Ganze ist zu strafferem Bau zusammengefaßt. Vor allem die Auffassung der Liebe ist wesentlich vertieft: Aus Leidenschaft ist das tiefe Gefühl des Füreinander-Bestimmtseins geworden, das seinen tiefsten Ausdruck in Platons Liebesmythos findet. Auch die Einstellung zur Gemeinschaft ist eine andere, wie es an der Einstellung Pedros zu seinem Amt erkennbar wird: I ist ganz persönlichkeitsbedingt: „Mein Amt? Bei Gott! Ich habe seit ich sie sah, nur noch mein Amt bei ihr! Das andere? — Wenn ich nicht über die Mauer komme, wird es von meinen Schultern sinken, wie ein Mantel, dessen Spange zerbrach" (D. P. I 121). In II dagegen klingt die Verantwortung durch gegen den König als Vertreter des Volkes, aber zugleich die Auffassung, daß nur eine ganze Persönlichkeit der Gemeinschaft dienen und Führer über andere sein kann (vgl. D. P. II 100 f.). Aber trotz solcher Worte will das Stück nicht ganz befriedigen: es steht auch in seiner neuen Gestalt etwas fremd zwischen den anderen Werken.

21) Bezeichnend für Strauß' organische Volksauffassung sind die Vergleiche und Bilder aus der Natur, die er häufig verwendet!

Sperrungen innerhalb der Zitate von mir.

Emil Strauß.

Werke.

1. 1892 Der Tier- und Menschenfreund („Freie Bühne" 1892).
2. 1896 Menschenwege) Mw. (Müller, München 3. und 4. Aufl.).
   Inhalt: Am Ruder. Auswanderer) Ausw. (Prinz Wiedewitt) P. W. (
3. 1898 Lorenz Lammerdien. Eine angefangene Erzählung. (Kl. Bücherei, 1935).
4. 1899 Don Pedro) D. P. (Tragödie (S. Fischer, Berlin 1899).
5. 1901 Der Engelwirt) Ew. (Eine Schwabengeschichte (S. Fischer, Berlin, 1901).
6. 1902 Freund Hein) Fr. H. (Eine Lebensgeschichte (Langen/Müller, München, 1936).
7. 1904 Kreuzungen) Kr. (Roman (S. Fischer, Berlin, 1904, 2. Aufl.).
8. 1908 Hochzeit) Hochz. (Drama (S. Fischer, Berlin 1908).
9. 1909 Hans und Grete) H. u. G. (
   Inhalt: Der Laufen. Schwester Euphemia. Vorspiel. Mara. (Langen/Müller, München, 1934).
10. 1912 Der Nackte Mann.) N. M. (Ein historischer Roman. (Langen/Müller, München, 1936).
11. 1914 Don Pedro. Neue Fassung.) D. P. II (Tragödie. (S. Fischer, Berlin, 1914).
12. 1918 Emil Strauß. Liebesgabe für deutsche Kriegsgefangene. (Nicht im Buchhandel) Bern: Verlag der Bücherzentrale für deutsche Kriegsgefangene. (Enthält Auszüge aus den Werken).
13. 1919 Der Spiegel.) Sp. (Erzählung. (Langen / Müller, München, 1936. 9.—11. Tausend).
14. 1920 Der Schleier. Novelle.
15. 1923 Vaterland) V. (Drama (Langen/Müller, München. 1936. 2. Aufl.).
16. 1931 Der Schleier. (Georg Müller, München, 1931).
   Inhalt: Das Grab zu Heidelberg. Liebe. Baptist) Bapt. (. Der Schleier) Schl. (. Gartenäre) G. (. Befund) Bef. (. Der Skorpion) Sk. (.
17. 1934 Das Riesenspielzeug. Roman) Rsp. ((Langen/Müller, München, 1935).

Selbstbiographisches:

geschr. 1912 Erste religiöse Eindrücke.) E. rel. E. ((Corona I, 3 Nov. 1930. S. 349 ff.).

Strauß als Herausgeber.

1. 1910 Der Lindenbaum. Deutsche Volkslieder. Ausgew. v. H. Hesse, Mart. Lang und E. Strauß (Berlin, S. Fischer).
2. 1911 Johann Peter Hebel, Poet. Werke. Hersg. u. m. Nachwort v. Emil Strauß. (Leipzig, Tempelverlag 1911).
3. 1914 Friedr. Hölderlin, Gedichte. (Ausw., Textrev. und Einleitung v. Emil Strauß (S. Fischer, Berlin, 1914).
4. 1922 Jacob Burkhardt, Briefe an seinen Freund Friedr. v. Preen. 1864—1893. (Vorwort von Emil Strauß) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart).

Es bezeichnet:

Die 1. Jahreszahl: das Jahr der Erscheinung (nach Fritz Endres: „Emil Strauß" und der Bibliographie von Wilh. Frels).

) (: die innerhalb der Abhandlung verwendete Abkürzung des Titels.
) (: die zitierte Ausgabe.

Schrifttum.

Baeumler Alfred: Studien zur deutschen Geistesgeschichte. Berlin 1937.

Bartels A.: Geschichte der deutschen Literatur. Kl. Ausg. Braunschw./Bln./Hambg. 1934.

Bauch Bruno: Persönlichkeit und Gemeinschaft (Beitr. z. Philos. d. dtsch. Idealismus. 2. Band, 2. Heft, Erfurt 1921, S. 1 ff.).

Carossa Hans: Führung und Geleit. Insel-Verl. Leipzig 1933.

Endres Fritz: Emil Strauß. Ein Versuch. Langen/Müller, München 1936.

Frels Wilh.: Bibliographie v. Emil Strauß. (Die schöne Lit. 27 (1926) S. 7 f.). 28 (1927), Heft 5, S. 203 f.

Gaastra S. A. M.: Das Problem der Ethik in Hölderlins Weltanschauung. (Dtsch. Vierteljahresschrift f. Lit. u. Geistesgesch. 16. Jhrg. 1938, H. 3, S. 353 ff.).

Grimm Hans: Der Schriftsteller und die Zeit. Langen, München 1931.

Grolman Adolf von: Emil Strauß (Die schöne Lit. Jahrg. 27/1926 S. 1 ff.).

Grønbech Wilhelm: Kultur und Religion der Germanen. Bd. 1. (Hanseat. Verlagsanstalt, Hamburg, 1936).

Hitler Adolf: Mein Kampf. München 1933.

Hofmiller Josef: Emil Strauß, in :Letzte Versuche. (Corona 7; München/Berlin 1934, S. 127 ff.).

Hölderlin: Werke. (Dtsch. Verlagshaus Bong, Bln.-Leipzig).

Kluckhohn Paul: Persönlichkeit und Gemeinschaft. Studien z. Staatsauffassung d. dtsch. Romantik (Niemeyer. Halle/Saale 1925).

Krüger Herm. Andr.: Deutsches Literatur-Lexikon. München 1914.

Langenbucher Hellmuth: Emil Strauß — ein deutscher Dichter. (N. S. Monatshefte. 7. Jahrg. 1936, S. 146 f.).

— Volkhafte Dichtung der Zeit. Berlin 1937. 3. Aufl. (Zit.: Volkh. Dichtg.).

Nadler Josef: Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes. (3. Aufl.).

Rembrandt als Erzieher: 85.—90. Aufl. Stuttgart. Verlag Kohlhammer.

Rosenberg Alfred: Der Mythus des 20. Jahrhunderts. München 1935.

Schlösser Rainer: Vom Wesen deutscher Dichtung. (Alemannenland. Hrsg. Frz. Kerber, Stuttgart 1937).

Soergel Albert: Dichtung und Dichter der Zeit. Leipzig 1934.

Tönnies: Gemeinschaft und Gesellschaft. 3. Aufl. 1920.

Trunz Erich: Deutsche Dichtung der Gegenwart. (Preuß. Jahrbücher, Heft 44, Berlin, 1937).

Witkop Philipp: Deutsche Dichtung der Gegenwart. Leipzig 1924.

Emil Strauß (Die schöne Literatur. 28. Jahrg. 1927, Heft 5, S. 193 ff.).

Lebenslauf.

Am 14. Oktober 1914 wurde ich, Gertrud Schneider, in Kirchheimbolanden (Pfalz) geboren als Tochter des Studienprofessors Dr. Konrad Schneider und seiner Ehefrau Lina geb. Schuler.

In meiner Heimatstadt Neustadt a. d. Weinstraße besuchte ich die Volksschule und ein Jahr lang das Mädchenlyzeum. Ostern 1926 trat ich über in die zweite Klasse des humanist. Gymnasiums Neustadt a. d. Weinstraße, an dem ich im Frühjahr 1934 das Reifezeugnis und die Hochschulberechtigung erlangte.

Von Mai bis Oktober des gleichen Jahres leistete ich mein Arbeitsdienstjahr.

Im W.S. 1934/35 begann ich dann das Studium des Deutschen, der Geschichte und des Englischen an der Universität München, wo ich 1 Semester blieb. Anschließend studierte ich 2 Semester in Greifswald, 4 in Heidelberg und 2 in Würzburg. Im Frühjahr 1939 legte ich die Staatsprüfung für das höhere Lehramt ab und bin zur Zeit als Studienreferendar an der Oberrealschule in Würzburg tätig.